

Der Deutsche Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 37

Duisburg, den 10. September 1927

28. Jahrgang

Konjunkturfragen und Metallarbeiterschaft

Es kommt nicht von ungefähr, daß die Metallarbeiterschaft diejenige Kategorie unter der deutschen Arbeiterschaft ist, die mit allen ihren Handlungen einer volks- und weltwirtschaftlichen Blick verbinden muß. Ihre Arbeit geht über die Bindungen des Binnenmarktes hinaus, für sie existiert zwar der Binnenmarkt und seine produktive und konsumtive Gestaltung in hervorragender Weise, aber darüber hinaus greift sie mit ihren Leistungen in größtem Maße in das Gefüge des Weltmarktes und in den Kampf auf dem Weltmarkt ein. Die anderen deutschen Berufsgruppen, die Bauarbeiter, Holzarbeiter, die Bergleute usw., sind fast ausschließlich binnenmarktmäßig eingestellt und sie können es auch. Die Metallarbeiterschaft muß darüber hinaus sehen auf den Weltmarkt. Die Metallarbeiterschaft fühlt ja auch am ehesten die Weltmarktrückwirkungen auf ihre eigene Industrie. Die Arbeitslosenziffern haben das bewiesen. Die Metallarbeiterschaft kann deshalb auch nicht einfach in Bausch und Bogen schutzzöllnerisch oder antischutzzöllnerisch eingestellt sein. Sie steht gewissermaßen in zwei Lagern, von denen das eine, die Maschinen- und Fertigwarenindustrie überwiegend freihandelsmäßig und die Schwerindustrie auf Schutz Zoll eingestellt ist. Die Metallarbeiterschaft wird jeweils nach reiflicher Ueberlegung, unbeeinflusst um parteipolitische Schlagworte, das Wohl der Industriegruppe mit dem volkswirtschaftlichen Nutzen zu verbinden haben.

Die deutsche Eisenindustrie ist die bedeutendste deutsche Ausfuhrindustrie überhaupt. Darüber hinaus ist sie aber auch diejenige Industrie, die für die Außenhandelsbilanz den größten Ausfuhrüberschußposten darstellt. Im 1. Halbjahr 1927 betrug, lt. „Wirtschaft und Statistik“ Heft 15, der Ausfuhrüberschuß im Außenhandel mit Eisen und Eisenwaren 380 Millionen Mark gegen 575 Millionen im 1. Halbjahr 1926 und 345 Millionen Mark im 1. Halbjahr 1925. Die Verminderung des Ausfuhrüberschusses im 1. Halbjahr 1927 gegenüber dem Vorjahre ist nicht durch einen Ausfuhrückgang herbeigeführt worden — die Ausfuhr hat sich weiter leicht gehoben —, sie beruht vielmehr auf der beträchtlich gesteigerten Einfuhr an Eisen und Eisenwaren.

Die Einfuhr an Eisen und Eisenwaren liegt im 1. Halbjahr 1927 mit 375,3 Millionen Mark erheblich über der entsprechenden Einfuhr der beiden Vorjahre. Sie erklärt sich zum Teil durch die stark gesteigerte Einfuhr an Erzen und Eisenhalbzeug, die in der Hauptsache als eine Folge der Produktionssteigerung der Eisenindustrie anzusehen ist, zum Teil aber auch durch die beträchtliche Zunahme der Einfuhr an Fertigwaren. Hier sind es vor allem Stab- und Formeisen, ja auch Eisenbahnoberbaumaterial, Kessel und Teile davon, sowie „sonstige“ Eisenwaren, die nicht nur in größeren Mengen als im Vorjahre, sondern auch gegenüber dem 1. Halbjahr 1925 in erhöhtem Maße eingeführt worden sind.

Die Ausfuhr an Eisen- und Eisenwaren zeigt im 1. Halbjahr 1927 mit 755,7 Millionen Mark eine Zunahme gegenüber dem 1. Halbjahr 1926 (735 Millionen Mark). Zugenommen hat vor allem die Ausfuhr an Röhren, Walzen, Draht,

Kesseln, Kesselteile, Messerschmiedewaren usw., während die Ausfuhr an Stabeisen, Werkzeugen und landwirtschaftlichen Maschinen zurückgegangen ist. Dieser Rückgang darf aber wohl dahin erklärt werden, daß auf dem Inlandsmarkt eine sehr große Rückfrage nach diesen Produkten entstanden ist. Gerade der Rückgang des Außenhandelsgeschäftes bei erhöhter Produktion zeigt am besten die anziehende Stabilisierung des Inlandsmarktes.

Wir dürfen an dieser Stelle darauf hinweisen, daß auch der Defaitismus, d. h. das Flaumachen in Konjunkturanlegenheiten für absehbare Zeit jeglichen Rückhaltes entbehrt. Wir Deutsche sind nun einmal merkwürdige Leute. Raum haben wir — zwar als fast einziges Land — einen gewissen Stand der Konjunktur erreicht, da gibt es eine ganze Anzahl von Konjunkturtheoretikern, denen diese Konjunktur schon wieder zu lange dauert und die sehnsüchtig auf das Wellental der Konjunktur warten, weil sonst ihre Theorie Schiffbruch litte. So redet man von Zufallskonjunktur, hervorgerufen durch den englischen Bergarbeiterstreik; von Pumpkonjunktur, weil sie vom Ausland kreditiert sei. Es ist in beiden ein Körnchen Wahrheit. Der englische Bergarbeiterstreik kam der deutschen Wirtschaft nicht ungelegen und der Kapitalmangel konnte nach einer so schnellen und gewaltigen Umstellung des Produktionsapparates nur vom Ausland her behoben werden. Aber im Grunde sind diese Theorien nur Halbwahrheiten und Halbwahrheiten stiften bekanntlich Schlimmeres als Irrtümer, die man leichter erkennen und daher auch leichter beheben kann. Ohne Zweifel ist die deutsche Konjunktur eine Sonderkonjunktur und hat kaum eine Parallele mit den anderen Ländern. Das Beachtenswerte dabei ist, daß sie zunächst im Hauptmaße eine Inlandskonjunktur war und wenn man weise alte Fehler vermeidet und die Ausfuhrfähigkeit der Wirtschaft fördert, darf man wohl die berechtigte Hoffnung haben, daß aus der Verbindung mit dem Inlandsbedarf und einer erhöhten Ausfuhrfähigkeit die Wurzeln der deutschen Wirtschaft noch festeres Konjunktur-Erdreich finden werden. Allerdings sollten dann so unverzeihliche Dummheiten, wie die Erhöhung von Portogebühren und seltsame Anwendung von Gütertariffenkungen von denen aber das rheinisch-westfälische Industriegebiet wenig merkt, nicht gerade in dem Augenblick einsetzen, wo die Wirtschaft stärker auf den Weltmarkt hinausgreifen will. Daß so etwas überhaupt möglich ist, zeigt, wie geringe Verbindungen manche Ressorts mit den Schwingungen des Allgemeinen Ganzen haben und wie sie aus Ressortpartikularismus das volkswirtschaftliche Ganze schädigen können. Die Herren können sich zwar mit einer gewissen Berechtigung dabei auf die deutsche Geschichte berufen, in welcher es ja immer so gewesen sei.

Eins der wichtigsten Konjunkturbarometer ist ohne Zweifel die Eisen- und Stahlproduktion, an der der Stand der Konjunktur mit verhältnismäßiger Sicherheit abzulesen ist. Es handelt sich dabei um einen wichtigen Grundstoff, dessen Produktion bei gutem Geschäftsgang zum Zwecke der Ausdehnung des Produktionsapparates gesteigert wird. Ebenso schnell reagiert er aber auch bei nach-

lassender Konjunktur, viel eher als es bei anderen Industrien der Fall ist.

Wiederum muß darauf hingewiesen werden, daß eigentlich in Deutschland allein eine Eisenhochkonjunktur herrscht und das bemerkenswerte dabei ist die Steigerung des Inlandsverbrauchs. So betrug 1913 der Verbrauch pro Kopf der deutschen Bevölkerung an Eisen und Stahl 261 Kilogramm, 1926 197 Kilogramm (Arbeitslosigkeit), heute bereits 265 Kilogramm. Infolgedessen auch geringerer Ausfuhrüberschuß.

Das ganze Geheimnis der Inlandseisenkonjunktur beruht in vier Gründen: die Baukonjunktur ist lebhaft wie selten; Eisenbahn und Post haben selten soviel Bestellungen herausgegeben, sogar auf Anlagen, die erst 1928 gebaut werden, so daß man hier wohl an das Beispiel des sparsamen und weisen Hausvaters erinnern möchte, der nicht alles auf einmal herausgibt, sondern auch etwas zurückhält, falls die Zeiten mal anders werden sollten; die Schiffswerften sind durchweg zu 60—80 Prozent beschäftigt und vergeben demgemäß große Aufträge; die Montanindustrie selbst baut riesige Neuanlagen (man denke nur an die grundlegende Umstellung der Kesselwirtschaft durch Staubkohlenfeuerung mit hohem Druck.) Vor einigen Tagen ging durch die Wirtschaftsblätter eine Notiz, wonach eine einzige Koksofen-Firma des rhein.-westf. Industriegebietes bis zum 1. April 1928 1000 Koksofen fertig abzuliefern habe. Da diese Firma auch sonst am Rußlandgeschäft stark beteiligt sei, habe sie sich vor der Hand vom Rußlandgeschäft fernhalten müssen.

Auch das Schmerzkind, die weiterverarbeitende Industrie, ist wieder gut ins Geschäft gekommen. Ihre Ausfuhr hat steigende Tendenz und das wäre eine fünfte Stütze der Inlandsbeschäftigung der eisenerzeugenden Industrie. Die „Köln. Ztg.“ wußte vor einigen Tagen zu berichten, daß bei einer bedeutenden Maschinenfabrik des rhein.-westf. Industriegebietes der Mengeneingang 20 Prozent größer sei als der Mengenausgang. Die Zahl der Maschinenfabriken, die unter 80 Prozent beschäftigt sei, werde von Tag zu Tag geringer.

Die Metallarbeiterschaft hat an der möglichsten Stetigkeit dieser Konjunktur das weitgehendste Interesse. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Arbeitsintensität und Arbeitsleistung von der Metallarbeiterschaft in stärkstem Ausmaße in die Waagschale geworfen sind und weiterhin geworfen werden. Aber man sollte endlich auch in Industrieführerstellen ein besseres Einsehen für soziale und arbeitsrechtliche Belange der Metallarbeiterschaft haben, um nicht durch Kurzsichtigkeit die Stetigkeit der Produktion zu gefährden. Gerade die Metallarbeiterschaft bedauert, daß sie in diesen Zeiten berechtigt gezwungen durch die Umstände, zum letzten Mittel der Arbeitseinstellung greifen muß, wo dann durch eine Arbeitsniederlegung und durch eine Produktionshemmung die Unternehmer das im allgemeinen doch Konzedieren müssen, was vorher nach reiflicher Ueberlegung von den Gewerkschaften als Verhandlungsbasis vorgeschlagen worden war. Wesentlich gefährlicher für die Produktion ist aber das Leichtfertige Sanktionieren mit Aussperrungen.

Man scheint in der Industrie darnach viel höhere Gewinne zu machen, als nach außen hin in die Erscheinung tritt, sonst würde man nicht bei guter Konjunktur zu dem Mittel der Aussperrung so schnell greifen. Es wird immer mehr Zeit, daß die Lohnpolitik der Gewerkschaften auch einmal die ökonomische Rente der Betriebe in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht.

Aber dieser an sich bedauernde Mangel an Einsicht bei Unternehmern, kann eine denkende Metallarbeiterschaft nicht dazu verleiten, nun das Kind mit dem Bade auszuschütten, d. h. mit der oft leider berechtigten Abneigung gegen gewisse Arbeitgeberseichten auch die Industriebelange außer Acht zu lassen. Das mögen radikale Kurzsichtige Kreise tun, eine vernünftig eingestellte Arbeiterschaft wird auch da mit kühlem Kopfe vorgehen, denn sie weiß, daß sie mit ihrer Industrie steht und fällt. Deshalb hat z. B. auch die Metallarbeiterschaft ein Interesse daran, daß die Reichsregierung in irgendeiner Form einen neuen Kreditvertrag mit Sowjetrußland machen sollte. Allen Meldungen nach steht Rußland vor neuen großen Aufträgen an die deutsche Industrie. Aber das finanzielle Wagnis ist bei den von Rußland geforderten langfristigen Zahlungsbedingungen für die einzelnen Firmen natürlich sehr groß und es ist zu verstehen, daß sie nach einer gewissen Seite hin eine Rückendeckung haben wollen. Es braucht nicht betont zu werden, daß dafür auch die Metallarbeiterschaft das nötige Verständnis aufbringen wird.

Es stünde nun das innere Leben der deutschen Eisen- und Metallindustrie wesentlich besser, wenn sich die Interessenkämpfe reibungsloser vollziehen könnten. Es bleibt für unsere Industrie ein gewisses Armutzeugnis, wenn man in England von Industrieführern und Arbeitern der Eisenindustrie hören konnte, daß das letzte Vierteljahrhundert durch beiderseitiges Verständnis für die zeitweilige Lage ohne größere Konflikte geblieben sei. Das hätte auch in Deutschland möglich sein können. Arbeiterschutz und Produktionsertragsanteil müssen heute anders geregelt werden, als in den patriarchalischen Systemen. Ist es nicht seltsam, daß heute schon der Industrie nahestehende Männer, wie der volksparteiliche Abgeordnete Gremer fordern, daß die Industrien des Ostens, Chinas, Japans, Indiens zur Beachtung der gleichen sozialpolitischen Grundsätze, wie sie im Westen üblich seien, gezwungen werden müßten, weil sie sonst jeden Preis unterbieten könnten. Wird dieser gleiche Vorwurf nicht der deutschen Schwerindustrie mit Recht auch von denjenigen Ländern gemacht, die den Achtstundentag haben und die in der längerer Arbeitszeit in Deutschland ein gewisses „Dunp in g“ sehen? Die deutschen Industrieführer klagen oft über mangelndes Verständnis im In- und Ausland. Zum Teil dürfte der Grund in dem oben angegebenen zu suchen sein.

Nun kann die Metallarbeiterschaft ja nicht warten, bis die Frage der Arbeitszeit und der Lohnhöhe von einer anderen Stelle zunächst angefaßt wird. Sie muß sich selbst in erster Linie regen. Organisations- und Finanzstärke sind die besten Mittel, berechnete Forderungen durchzusetzen. G. W.

Sozialpolitik und Produktionspolitik

Das oberste Gesetz aller Wirtschaft besagt, daß die Befriedigung der Bedürfnisse einer Volkswirtschaft innerhalb eines bestimmten Zeitraumes abhängig ist von den Leistungen, welche das Wirtschaftsvolk in dieser Periode hervorbringt. Ziehen wir aus dieser Erkenntnis die Nußanwendung auf die Beziehungen zwischen Wirtschaft und Sozialpolitik, so ergibt sich daraus der folgerichtige Schluß, daß Produktivkraft und Sozialpolitik in einem bestimmten geraden Verhältnis zueinander stehen müssen: Daß steigende volkswirtschaftliche Produktivität steigende sozialökonomische Leistungen erlaubt, sinkende Produktivität, sinkende Leistungen bedingt.

Wir stehen heute inmitten eines heftigen Kampfes, um die Sozialpolitik der Gegenwart und Zukunft. Das Problem ist dieses: Sozialpolitisches Wollen und wirtschaftliches Können auf eine Basis zu bringen. Dabei entstehen mehrere grundlegende Fragen. Einmal diejenige: „Entsprechen die bislang aufgewandten, sozialen Leistungen den ans den niederdrückenden Verhältnissen der Nach-

kriegszeit geborenen Bedürfnisse weitester Bevölkerungsschichten nach sozialen Hilfsmitteln?“ Dagegen steht die zweite Frage: „Lassen sich auf Grund der bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse im großen und ganzen die an die Volkswirtschaft gestellten, sozialen Forderungen erfüllen?“ Und aus beiden Fragen ergibt sich die dritte: „Wer soll die Leistungen für die sozialen Maßnahmen aufbringen?“ Von dieser Fragestellung werden wir also, wenn wir zu einer sachlichen Klarheit kommen wollen, ausgehen müssen.

Ich ging eingangs aus von dem Gesetz, daß steigende volkswirtschaftliche Produktivität die Voraussetzung für steigende soziale Leistungen sei. Ziehen wir unter diesem Gesichtswinkel einen Vergleich zwischen Gegenwart und Weltkriegszeit, so entsteht an sich ein Widerspruch: Die sozialen Leistungen sind größer und die Produktivkraft kleiner geworden. Dieser Widerspruch ist die Grundlage durchweg aller Beweisführung gegen die nachkriegszeitlichen sozialen Aufwendungen. Zweifellos — die Produktivkraft der

Volkswirtschaft ist im Verhältnis zur Vorkriegszeit gesunken. Ein Blick in die Handelsbilanz gibt uns hierüber untrügerische Gewißheit. Aber: — Wie verhalten sich die 1,3 Milliarden Mark des Sozialietats im Jahre 1913 zu den 4 Milliarden Reichsmark desjenigen vom Jahre 1926, wenn wir uns die Tatsachen ins Gedächtnis zurückerufen: 1. daß wir politisch und wirtschaftlich einen Weltkrieg verloren und als Kulturstaat die unabweisbare Pflicht haben, die in erster Linie vom Kriege betroffenen Volksgenossen auf sozialem Wege zu entschädigen; 2. daß wir infolge der Inflation Hunderttausende neue Opfer aus der breitesten Volksmasse der sozialen Fürsorge zutrieben, die ehemals als Träger des Kleinkapitals einen großen Teil der volkswirtschaftlichen Kapitalreserve ausmachten und 3. daß wir die Kaufkraft von 4 Milliarden Mark nicht gleich 4 Millionen Goldmark setzen können, wenn wir berücksichtigen, daß der Kaufwert der Mark zum wenigsten 40 Prozent unter dem Nennwert derselben liegt. Das wären ca. 2 Milliarden Goldmark — eine Summe, die bei den veränderten Voraussetzungen zum Jahre 1913 wahrscheinlich nicht zu hoch gegriffen ist. Die differierenden 700 Millionen Goldmark sind der Selbstdruck eines, aber ebenso zweifellos nicht willkürlichen, sondern dringenden, sehr dringenden Bedürfnisses.

Da aber in der Skala der Bedürfnisse einer Volkswirtschaft das dringende vor dem weniger dringenden Bedürfnisse rangiert, so ergibt sich, daß, wenn die Produktivkraft sinkt, zunächst die Befriedigung weniger dringender Bedürfnisse einen Abbruch zu erfahren hat. Hierher gehört z. B. der staatliche und kommunale Verwaltungsapparat, die Reduktion wirklich hoher Gehälter, die Einschränkung nachweislich sehr entbehrlicher öffentlicher Ausgaben. Bei wirklich sachlicher Überprüfung würden sich sicherlich Abstrich-Perspektiven eröffnen. In der Politik versagt aber nur zu leicht das „wirtschaftliche Moment“. Wollen und Können gehen hier oft sehr weit auseinander. Es ist sehr wohl in einer Volkswirtschaft möglich, daß trotz Rückgang der Produktivkraft ein bestimmtes Bedürfnis stark gesteigert in den Vordergrund treten kann — nur muß dann eben auf der anderen Seite an solchen Bedürfnissen ein Abstrich gemacht werden, wo der Dringlichkeitsgrad nicht so stark ist, und auch deren werden vorhanden sein. Warum muß es gerade die Sozialökonomie sein?

Treten wir der Frage näher, ob die bisher aufgewandten, sozialen Leistungen den tatsächlichen Bedürfnissen genügen. Man kann in diesem Punkte durchaus verschiedener und berechtigter Meinungen sein. Die Auffassung wird wechseln von dem Standpunkt, von dem aus der einzelne die Dinge betrachtet. Daß hier sehr große und vielfach nicht erfaßte Bedürfnisse vorliegen, steht außer Zweifel, ebenso steht fest, daß in vielen Maßnahmen die Proportion fehlt, so daß der einen Seite zu viel, der anderen zu wenig zugeführt wird. Das sind Mängel im System, welche einmal auf politische Ursachen, zum anderen auf die Schwerfälligkeit des Staatsapparates zurückzuführen sind. Zudem wird es mit den gegebenen Mitteln auch kaum möglich sein, alle Einzelheiten zu erledigen. Im Verhältnis zu den unendlich großen Aufgaben, die uns moralisch als Kulturvolk erwachsen sind, sind unsere sozialen Leistungen sicherlich nicht zu hoch. Im Verhältnis zu unserer

Wirtschaftslage und zu den psychologischen Schäden, die aus der anhaltenden Unterstützung weiter Volksschichten erwachsen — kann man geteilter Ansicht sein.

Die andere Frage: Lassen sich auf Grund der bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse die an die Volkswirtschaft gestellten sozialen Forderungen erfüllen, haben wir im Prinzip bereits beantwortet. Im großen und ganzen wird sich diese Frage zwangsläufig teils bejahen, teils negieren. Das heißt ohne große Opfer werden wir das soziale Problem unserer Zeit nicht lösen können. Wir werden aber auch hier, wie überall uns daran gewöhnen müssen, uns dafür an anderen Seiten proportional einzuschränken, und auch die soziale Leistung wie Verteilung nach mehr wirtschaftlichen Grundsätzen zu handhaben. Aus der Welt schaffen können wir das gesteigerte soziale Bedürfnis jedenfalls nicht, solange wir die Ursachen dazu nicht beseitigt haben. Das Gegenteil wäre die Quadratur des Kreises.

Wir kommen zur letzten Frage: „Wer soll diese Leistungen aufbringen?“ Da es sich hier um ein durchaus volkswirtschaftliches Bedürfnis handelt, kann es nur eine Antwort geben: „Die ganze Volkswirtschaft.“ Das ist sowohl der Staat wie die Kommune, wie der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer, wie der Rentier und sonstige Einnahmempfänger. Die erste Stelle wird hierbei zweifellos der Wirtschaft zufallen, weil sie der wertschaffende Träger des volkswirtschaftlichen Lebens ist. Wirtschaft ist aber weder eine reine Unternehmer- noch Arbeitnehmerangelegenheit. Wir leben in einer Zeit der prinzipiellen Gegensätze beider Hauptkategorien im Wirtschaftsleben und nicht zum

mindesten wegen des sozialen Problems. Und dennoch — bringen nicht beide, bringt nicht auch die Arbeiterschaft bedeutende Opfer als Beitrag zu der sozialen Leistung? Wir können es doch unmöglich übersehen, daß Lohnhöhe und Kaufkraft ebenso wie Selbstkosten und Gewinn auf der anderen Seite in keinem der Vorkriegszeit entsprechenden Verhältnis zueinander stehen. Die Arbeit unter diesen Verhältnissen erfordert ganz sicherlich auf beiden Seiten große Opfer. Opfer bringen beide Kategorien, nur im Kampf um die Meinungen haben sie es vergessen, sich dessen bewußt zu sein, daß sie es beid e tun.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist es auch ein Unding, die gesamten sozialen Lasten der Unternehmerschaft oder der Arbeitnehmerschaft aufbürden zu wollen. Für die Arbeitnehmer sind die Sozialbeiträge der Unternehmer ein notwendiger Teil des Lohnes (soziale Einrichtungen), für die Unternehmer ein Teil der allgemeinen Unkosten, die ihnen sonst notgedrungenweise von der Arbeiterschaft als Barlohn abgekämpft werden würden. Wenn eine Verminderung der die Produktion belastenden Unkosten stattfinden soll, so muß diese aus dem Steuerabbau und damit aus der Reduktion derjenigen Bedürfnisse erfolgen, auf die



Ubbelohde

Abschied

Mu Angst und scheuem Zusehen haben wir nichts erreicht. — nur verloren — alles, was wir erreicht haben, erforderte Kampf und Mut. Alfred Krupp.

wir als Wirtschaftsvolk in Zeiten der Depression verzichten müssen. Nur so kann Sozialpolitik und Produktionspolitik ohne schwere Erschütterungen einigermaßen in Einklang gebracht werden. Noch einmal: die Schwere unserer Zeit verlangt von allen Beteiligten Opfer. Das sind Opfer, die gebracht werden müssen,

wenn wir nicht den Anspruch darauf einbüßen wollen, Kulturvolk zu sein. Staat und Wirtschaft, Unternehmer und Arbeiter, der einzelne und die Gesamtheit werden sich notgedrungen darin zu teilen haben. Unsere Zeit hat eben andere Voraussetzungen denn die Vorkriegszeit. Küpper.

Krise in den Vereinigten Stahlwerken?

Aus dem Interessentkreis der Vereinigten Stahlwerke kommen wenig günstige Nachrichten. Nach der übermäßigen Steigerung der Anleiheschuld durch die Aufnahme einer neuen Amerika-Anleihe, nach der Mitteilung, daß das Rationalisierungsprogramm bisher noch nicht ausreichend finanziert war, und nach der Bildung einer neuen Konkurrenz durch Gründung der Stahlwerk Niederrhein A.-G., wird jetzt gemeldet, daß zwei maßgebende Aufsichtsratsmitglieder infolge von Differenzen aus der Stahlvereinsverwaltung ausgeschieden sind. Es handelt sich um die Herren Werner Garp in Düsseldorf und Jentener van Blissingen in Utrecht, also um zwei Persönlichkeiten, die, wie das „Magazin der Wirtschaft“ Nr. 33, schreibt, in der Verwaltung des Phönix noch eine Rolle spielen und die sich trotzdem als Mitgründer an der Stahlwerk-Niederrhein-A.-G. beteiligt haben.

Zimmer mehr wird also offenbar, daß der Konstruktion des Stahlvereins schwere Mängel anhaften und daß die Begeisterung, mit der die Öffentlichkeit und die Börse die Stahlvereinsgründung aufgenommen hatte, ein wenig voreilig war. Das große Verdienst der an der Gründung beteiligten Montanindustriellen soll nicht verkleinert werden: Es war aner kennenswert, daß die einzelnen Gruppen freiwillig auf ihren „Herr-im-Hanse“-Standpunkt verzichteten, und daß sie sich im Interesse größerer Wirtschaftlichkeit in einem Trust zusammenfanden, in dem der einzelne nicht mehr viel zu sagen hatte. Aber es war ein Fehler, das Kapital zu hoch zu bemessen, es war wohl auch ein Fehler, daß man die Rationalisierungsarbeiten nicht von vornherein ausreichend finanzierte, und es war der schlimmste Fehler, daß man die Muttergesellschaften bestehen ließ und ihnen wie auch ihren Verwaltungsmitgliedern, nicht durch Verträge die Möglichkeit nahm, sich außerhalb des Stahlvereins als dessen Konkurrent zu betätigen. Wo bleibt schließlich der große volkswirtschaftliche Nutzen des Zusammenschlusses, wenn beispielsweise der Phönix seine alten

(zum Teil veralteten) Werke in den Stahlverein einbringt und die Phönixverwaltung hinterher ein modernes, also konkurrenzfähigeres Werk neu erbaut?

Die Stahlwerk-Niederrhein-A.-G. ist zwar einstweilen noch eine kleine Gesellschaft. Aber die Persönlichkeiten der Verwaltung und deren Projekte lassen erwarten, daß der Umfang des Unternehmens beträchtlich steigt, und zwar gerade in einem konkurrenzempfindlichen Zweig der Eisenindustrie. Das Unternehmen will nämlich insbesondere die Röhrenfabrikation nach einem neuen Verfahren betreiben. Die Röhrenerzeugung liegt in Deutschland fast ausschließlich in zwei Händen — Mannesmann und Stahlverein —, die sich untereinander verständigt haben und gemeinsam die in Frage kommenden Verbände voll beherrschen. Die übrigen Röhrenfabrikanten sind nicht sehr bedeutend, aber die Preispolitik des Verbandes läßt ihnen guten Nutzen. Die Entwicklung ist im wesentlichen immer dieselbe: Sobald ein Verband seine Monopolstellung allzu scharf ausnützt, entstehen Außenseiter. Der vorliegende Fall gewinnt nun dadurch ein besonderes Gepräge, daß sich an der Gründung der Außenseiterfabrik Persönlichkeiten beteiligen, die in der Verwaltung der alten Industrie führend vertreten sind. Daher ist es verständlich, daß die Gründung der Stahlwerk-Niederrhein-A.-G. im Stahlverein und auch bei der übrigen Montanindustrie gewissermaßen als „Stich ins Wespennest“ wirkte. Natürlich wird es einige Zeit dauern, bis die neue Gesellschaft ihre Baupläne vollendet hat und im Markte Bedeutung erlangt. Man wird also einstweilen keine Rückwirkungen auf die Lage im Stahlverein erwarten können. Aber eine unmittelbare Folge ist zweifellos eingetreten: Die Begeisterung, mit der die deutsche Öffentlichkeit bisher beinahe jeden Zusammenschluß als Rationalisierungsmaßnahme begrüßte, ist einer gewissen Skepsis gewichen. M. d. W.

Tarifvertrag und Klassenkämpfer

Die Festlegung der Lohn- und Arbeitsbedingungen durch Tarifvertrag war seit Jahrzehnten eines der wichtigsten Ziele der christlichen Gewerkschaften. Auch die Freien Gewerkschaften haben hierfür in der Vergangenheit einen heftigen Kampf gegen die sozialdemokratische Partei geführt, welche letztere den Tarifgedanken verwarf, weil er dem Klassenkampf entgegenstand. Es ist dies ein zweifellos zutreffender Einwand, denn der Tarifvertrag ist ein Stück Arbeitsgemeinschaft zwischen Gewerkschaft und Arbeitgeberverband bzw. dem einzelnen Unternehmer. Mit Genugtuung haben es die christlichen Gewerkschaften begrüßt, daß es nach dem Kriege gelang, den kollektiven Arbeitsvertrag allgemein, selbst in den Schwerindustrien, dem Bergbau und der Eisenindustrie, auch selbst für die Staatsarbeiter, durchzusetzen. Das Abkommen der Spitzenorganisationen vom 15. November 1918, durch das die Unternehmer den Tarifvertrag für die gesamte Wirtschaft sanktionierten, wurde deshalb allgemein als ein großer Erfolg der Gewerkschaften anerkannt. Leider wurde die tarifliche Fortentwicklung durch die Inflationsperiode gestört, die geordnete Lohnpolitik kaum wirksam werden ließ und den weiteren Ausbau verzögerte. In der Zeit des wirtschaftlichen Niederganges haben sich dieselben aber glänzend bewährt, und es ist ein ungeheurer Erfolg, daß die Gewerkschaften in der Lohnpolitik den von vielen Unternehmern, auch selbst Wissenschaftlern, als „Evangelium“ anerkannten Grundsatz von dem Einfluß von Angebot und Nachfrage, aufgehoben. Zum ersten Male in der Wirtschaftsgeschichte konnten trotz eines riesigen Arbeitslosenheeres von zeitweise über zwei Mil-

lionen die Löhne gehalten werden; sehr zum Aerger vieler Unternehmer, deren ganze Weisheit sich in Krisenzeiten in Bestrebungen für Lohnabbau erschöpft. Der Tarifvertrag hat damit seine Feuerprobe bestanden.

Man sollte nun annehmen, daß die Bedeutung derselben mindestens von der Arbeiterschaft auch rechtzeitig erkannt worden sei. Tatsächlich ist dies auch im gesamten Reich geschehen, ausgenommen ausgerechnet die Reichshauptstadt Berlin. Hier besteht seit Jahren kein Tarifvertrag mehr für die Facharbeiter in der Metallindustrie. Jeder wird nun glauben, dies sei auf Betreiben der daran sehr interessierten Berliner Metallindustriellen geschehen aber nein, der Schläne war die Ortsgruppe Berlin des Deutschen Metallarbeitersverbandes. Im Jahre 1924 verzichtete sie ihrerseits auf die tarifliche Vereinbarung der Löhne für die Facharbeiter in dem Glauben, diese ständen sich ohne Vereinbarung besser. Sie beschränkte sich auf eine Lohnvereinbarung für Hilfsarbeiter und Transportarbeiter der Berliner Metallindustrie. Wir haben damals vor diesem Experiment auf das Entschiedenste — ohne Erfolg — gewarnt, und das Ergebnis hat uns leider Rechts gegeben.

Endlich aber kommt die Erkenntnis auch beim Deutschen Metallarbeitersverband. Der „Vorwärts“ bringt am 26. August 1927 einen Artikel mit der Überschrift: „Um die Löhne in der Metallindustrie. Soll ein Lohn tarif abgeschlossen werden?“ Bei diesen Schlänbergern ist dies also erst noch eine Frage! Es geht doch nichts über diese grundgesetzlichen Klassenkämpfer! Der „Vorwärts“ schreibt hierbei u. a.:

„. . . Dieser Schiedspruch wurde seinerzeit von den Metallarbeitern abgelehnt, die in ihrer Mehrheit den Standpunkt vertraten, daß in einer tariflosen Zeit höhere Löhne durchzusetzen seien als sie dieser Schiedspruch vorsah.

Diese Annahme erwies sich anfangs wohl als richtig, in der Folgezeit als irrig. Hätte in den folgenden Jahren ein Lohnntarif bestanden, wäre es bestimmt möglich gewesen, die Löhne schrittweise aufzubessern, auch wären in der Zeit des allgemeinen Lohnrückes die Metallarbeiterlöhne nicht so stark abgebaut worden, wie es leider eingetreten ist.

Von den Kommunisten, die erst die eifrigsten Wortführer für einen tariflosen Zustand waren, wurden dann wiederholt Anträge gestellt und von verschiedenen Generalversammlungen auch angenommen, die von der Ortsverwaltung wieder den Abschluß eines Lohnntarifes verlangten. Diese Beschlüsse konnten aber von der Ortsverwaltung wegen der anhaltenden äußerst ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse nicht durchgeführt werden.“

Dies ist eine glänzende Rechtfertigung unseres Standpunktes und eine Bekräftigung unseres eben gekennzeichneten Erfolges des Tarifgedankens. Tatsächlich haben sich die Lohnverhältnisse der Facharbeiter in der Berliner Metallindustrie äußerst ungünstig gestaltet. Uns sind Fälle bekannt, wo man Facharbeiter in dieser

Industrie unter dem Hilfsarbeiterlohn eingestellt und beschäftigt hat, weil ja letzterer tariflich festgelegt, der Facharbeiterlohn aber ungebunden war. Dies ist das Ergebnis des sozialdemokratischen Experiments. Es ist natürlich viel leichter einen Tarifvertrag anzugeben, als wieder einen neuen abzuschließen. Die Unternehmer befinden sich nämlich unter dem tariflosen Zustand sehr wohl und haben an einer Änderung gar kein sonderliches Interesse. Dazu kommt, daß sich die tatsächlichen Löhne der Facharbeiter in den verfloßenen drei Jahren so unterschiedlich gestaltet haben, daß es bei einem neuen Tarifabschluß manche Unzufriedenen geben wird, die dabei leer ausgehen werden. Die Unternehmer werden eben darauf hinarbeiten, daß bei den Vereinbarungen nicht etwa die höheren Löhne zur Grundlage genommen werden, sondern sie werden ihr Bestreben darauf richten, daß auf den unteren Löhnen aufgebaut wird. Ein Bestreben, das natürlich vom gewerkschaftlichen Standpunkt erkämpft werden muß. Es wird ein schweres Stück Arbeit werden. Den günstigen Umschwung beim D. M. B. begrüßen wir übrigens im Interesse der Arbeiterschaft. Es dämmert, wenn auch langsam! Die Berliner Metallarbeiterschaft hat für die Kurzsichtigkeit der Sozialisten in der Vergangenheit die Kosten bezahlt. Um so dringender ist es nunmehr für die christliche Metallarbeiterschaft für die notwendige Aufklärung und Stärkung ihrer eigenen Organisation zu sorgen.

Kreil.

Bodenschätze und Weltwirtschaft

I.

Für den Nichtfachmann, so schreibt Dr. Friedensburg in der „Weltwirtschaft“ Heft 2, 1926, besteht oft die Gefahr, die weltwirtschaftliche Bedeutung einzelner Rohstoffe zu überschätzen. Namentlich bei der Beurteilung neu entdeckter Länder ist dringend davor zu warnen, sich nicht einem schrankenlosen Optimismus hinzugeben. Nichts ist schwieriger zu beurteilen, als ob das natürliche Vorkommen von Bodenschätzen irgendwelche wirtschaftliche Bedeutung habe. Bei Erzlagerstätten ist der Metallgehalt oft entscheidend. In Deutschland wird an vielen Stellen Eisen gefunden, und dennoch ist eine Einfuhr notwendig, weil ausgedehnte Lager zu niedrig im Prozentgehalt stehen, als daß sich der Abbau lohnte. Noch häufiger sind Täuschungen bei den Goldlagerstätten. Die Prospekte afrikanischer Goldminenbesitzer können amtliche Bescheinigungen über märchenhaft hohen Goldgehalt anführen, und doch sind derartige Vorkommen vielfach völlig wertlos, da der Reichtum nur an der äußersten Oberfläche konzentriert ist, und ein Schürfen schon in wenigen Metern Tiefe auf ganz armes Gestein trifft. Oft können auch unerwünschte Beimengungen die Rohstoffe wirtschaftlich unbrauchbar machen. So sind große Eisenerzvorkommen am Harzrande trotz eines 30- bis 40prozentigen Eisengehaltes wegen der übermäßigen Beimengungen von Kieselsäure nicht verwertbar. Endlich ist die Transportlage bedeutsam. Ein reiches Eisenerzvorkommen im Hintergrunde von Togo spielt bei einer Entfernung von 350 km. von der Küste für die Weltwirtschaft keine Rolle.

So gibt es in der Tat nur eine geringe Zahl von Rohstoffen, die wirklich für die Weltwirtschaft entscheidend sind. Auch wenn ein Vorkommen abbaufähig ist, braucht es noch nicht weltwirtschaftlich bedeutsam sein. Auf viele Stoffe könnte die Weltindustrie notfalls verzichten. Als erheblich lassen sich vor allem Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zink und Eisen, Kohle, Erdöl und Kalisalze anführen. Ohne diese Stoffe läßt sich die heutige Weltindustrie nicht vorstellen. Aber auch bei ihnen bestehen noch große Unterschiede. Ein Zahlenbeispiel läßt es erkennen. Die Bergbauproduktion der Welt stellt einen Wert von schätzungsweise 45 Milliarden Goldmark dar. Von diesen entfallen mehr als zwei Drittel auf die Kohlenförderung. Schon aus dieser rohen Zahl geht die überragende Bedeutung der Kohle für die Weltwirtschaft hervor.

Die Goldproduktion der Welt hat einen jährlichen Wert von 1½ Milliarden Goldmark, also wären 5 v. H. des Wertes der Kohle erforderlich. Mehr als drei Viertel des gesamten Goldes kommt aus dem britischen Weltreich, und zwar allein mehr als die Hälfte aus Transvaal. Das nächstwichtigste Ursprungsland sind

die Vereinigten Staaten, deren Ziffern allerdings jetzt einen Rückgang aufzuweisen haben. In Deutschland werden jährlich nur 200 kg. Gold als Nebenerzeugnis gewonnen. Bemerkenswerterweise ist die Goldgewinnung für die weltwirtschaftliche Geltung des Ursprungslandes von geringer Bedeutung. Der Goldbergbau hat wenig direkten Einfluß auf die Wirtschaft des Landes. Südafrika besitzt trotz seines Goldreichtums ein ausgesprochenes agrarisches Gepräge. Auch die Beziehungen zwischen der Währung eines Landes und der eigenen Goldproduktion sind nur bescheiden. Die Bank von Frankreich hatte vor dem Kriege den größten Goldschatz für seine Notendeckung, und dennoch wird im Lande selbst kein Gold gewonnen. Das Gold schafft ferner keine Industrien von wesentlicher Bedeutung, da seine Gewinnung und Verarbeitung nicht kompliziert ist. Wichtig ist natürlich das Gold allgemein für die Währung der Länder. Der Weltindex der Preise ist seit dem Kriege auf etwa 150 v. H. gegenüber 1913 gestiegen, so daß man jetzt für Gold nur zwei Drittel der Warenmenge kaufen kann wie vor dem Kriege. Diese Entwertung, die das Gold durchgemacht hat, macht sich im Goldbergbau sehr unangenehm fühlbar. Eine ganze Reihe von Goldgruben ist jetzt unrentabel geworden; in Südafrika können viele nur durch staatliche Subventionen aufrechterhalten werden. Zur Zeit sind die anderen Faktoren von stärkerem Einfluß auf den Preisstandard. Einen entscheidenden Einfluß auf die Weltwirtschaft übt also das Gold auch in dieser Hinsicht nicht aus.

Noch mehr gilt dies vom Silber mit einer Produktion im Werte von jährlich einer halben Milliarde Goldmark. Allein an Braunkohle und allein in Deutschland wird jährlich ein größerer Wert erzeugt. Früher, als das Silber noch Währungsmetall war, war die Bedeutung allerdings eine etwas größere. In Europa ist Deutschland das erste Silberproduktionsland mit 1½ v. H. der Weltproduktion. Mexiko, Amerika und Kanada sind die Hauptländer für Silbererzeugung. Ihre Stellung in der Weltwirtschaft wird hierdurch nicht berührt.

Sehr viel bedeutsamer für die Weltwirtschaft ist die Kupferproduktion; Kupfer bildet den unentbehrlichen Rohstoff für die elektrische Industrie ohne die die heutige Welt nicht mehr vorstellbar ist. Der Mangel an Kupfer hat für Deutschland im Kriege recht große Schwierigkeiten gezeitigt. Fast das gesamte Kupfer wird in den Vereinigten Staaten erschürft, und zwar zum größ-

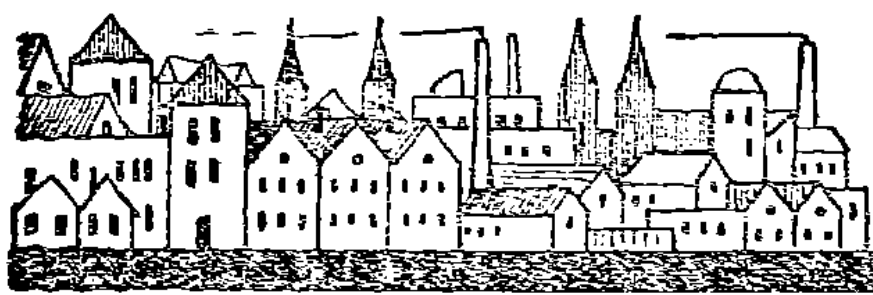
berer Teil aus eigenen Erzen. Die Kupfererze der meisten Länder werden in den Vereinigten Staaten verhüttet. So brachte auch Deutschland vor dem Kriege seine südwestafrikanischen Kupfererze nach Amerika zur Verhüttung, weil dort die hochentwickelte Kupferverarbeitungsstechnik die vorteilhafteste Ausnutzung gewährleistete. So ist die Kupferproduktion, die die Goldproduktion an Gesamtwert übersteigt, wirtschaftlich trotz ihrer ungeheuren Bedeutung nicht für die weltwirtschaftliche Stellung des Produktionsgebietes entscheidend.

Blei und Zink, vergesellschaftet in ihrem Vorkommen und ihrer Verwendung, sind für die Wirtschaft sehr wichtig, aber die Lage ihres Gewinnungsstandortes spielt für den Welthandel nur eine untergeordnete Rolle. Das Vorkommen der Erze in Broken Hill in Neu-Südwaales bietet ein interessantes Beispiel. Jahrzehntlang waren die massenhaft vorhandenen, aber sehr ungünstig

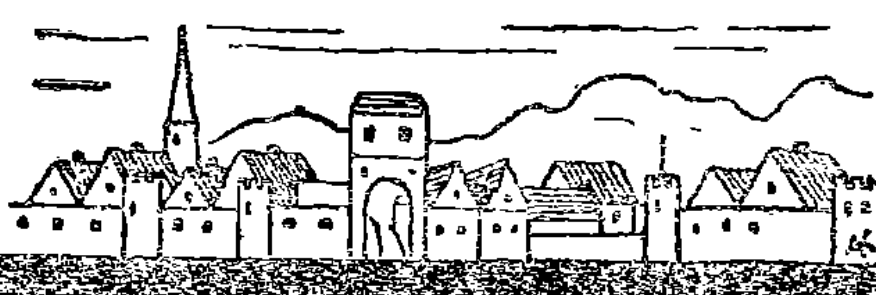
zusammengesetzten Erze größtenteils nicht abbaubar, bis es der deutschen Technik gelang, die geeigneten Verfahren auszuarbeiten. Deutschland wurde der Hauptabnehmer der australischen Blei-Zink-Erze und beherrschte den Weltmarkt. Daher war es die erste wirtschaftspolitische Kampfmaßnahme Englands, daß es diese Vormachtstellung Deutschlands auf dem Metallmarkt durch seine Gesetzgebung zu brechen versuchte und selbst begann, die Erze in Australien zu verhütten. Das gelang nur vorübergehend und auch nur teilweise. Jetzt aber geht wieder ein großer Teil der australischen Blei-Zink-Erze zur Verarbeitung nach Deutschland.

Zusammenfassend läßt sich über alle Metalle sagen, daß sie wohl weltwirtschaftlich von großer Bedeutung sein können, daß aber das betreffende Produktionsland durch sie allein weltwirtschaftlich noch keine Vormachtstellung erringt.

Dr. Friedensburg.



Umschau



Erheblicher Rückgang der Erwerbslosigkeit

Die Gesamtzahl der unterstützten Arbeitslosen hat sich in der Zeit vom 15. Juli bis zum 15. August 1927 von 674 000 auf 576 000, also um rund 98 000 = 14,5 v. H., verringert. Darunter befanden sich noch 420 000 Hauptunterstützungsempfänger.

Die Reichsindizes für die Lebenshaltungskosten

(Ernährung, Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Bekleidung und „sonstiger Bedarf“) beläuft sich nach den Feststellungen des Statistischen Reichsamtes für den Durchschnitt des Monats August auf 146,6 gegen 150,0 im Vormonat. Sie ist somit um 3,3 v. H. zurückgegangen.

Dieser Rückgang ist im wesentlichen auf das saisonmäßig bedingte starke Nachgeben der Preise für Kartoffeln und auch für Gemüse zurückzuführen; daneben ist noch die Senkung der Zuckerpreise ins Gewicht gefallen.

Die Harmonikaindustrie hat steigende Konjunktur

Die Harmonika-Industrie hatte in früheren Jahren im Sommer fast immer einen starken Geschäftsrückgang zu verzeichnen. Die Zusammensetzung der Arbeiterschaft, die vielfach nebenher landwirtschaftlich tätig ist,

kam diesem Umstand entgegen. Der Rückgang im Beschäftigungsgrad rührte daher, daß die Haupteinkäufe der Kundschaft im Frühjahr und im Herbst gerätigt werden. Dieses Jahr ist nun eine Ausnahme. Die Fabriken sind, wie die „Kölnische Zeitung“ zu berichten weiß, fast durchweg ordentlich beschäftigt. So hat zum Beispiel die Koch-Harmonika-W.G., Trossingen, auf Monate hinaus hinreichend Aufträge in Harmonikas und Akkordeons, sowohl für das In- als auch für das Ausland, da vor allem die neuen Ausstattungen und die neuartigen Verfahren in der Herstellung aparter Akkordeonmodelle auf dem ganzen Weltmarkt starken Anklang gefunden haben. Ueber die sonst stillen Sommermonate blieb der Auftragseingang gut, und da bereits die Herbstbestellungen begonnen haben, so hat die Nachfrage überall noch verstärkt zugenommen.

Es ist jedoch vielfach zu beobachten, daß das Ausfuhrgeschäft den Qualitätszeugnissen manchmal nicht die gebührenden Preise bringt. Gute Ware ist zwar immer begehrt, doch besteht andererseits wieder die Furcht, die Massenherzeugung nicht unterbringen zu können, so daß einige Firmen Preisunterbietungen vornehmen, die der Marktgestaltung ein uneinheitliches Gepräge geben. Es ist aber doch zu sagen, daß sich vor allem in der erfahrenen Kundschaft der Wunsch nach Qualitätsware durchsetzt, der von der württembergischen Industrie immer restlos befriedigt werden kann. So sind also die Ausblicke in die kommenden Monate günstig. Es ist auch eine merkwürdige Tatsache, daß die Stadt Trossingen in der Krisenzeit sozusagen keine Arbeitslosen gehabt hat und dürfte sie dadurch unter

Das Fähnlein der sieben Aufrechten

Von Gottfried Keller

II.

„Nun fingen sie in ihren Schiffen an zu plaudern und Karl sagte: „Liebe Hermine! Ich kann jetzt das Sprichwort umkehren und rufen: was ich in der Jugend die Fülle hatte, das wünscht ich im Alter, aber vergeblich! Als ich zehn Jahre alt war und du sieben, wie oft haben wir uns da geküßt, und nun ich zwanzig bin, bekomme ich nicht einmal deine Fingerspitzen zu küssen.“

„Ich will ein für allemal von diesen unverschämten Lügen nichts mehr hören!“ antwortete das Mädchen halb zornig, halb lachend, „alles ist erfunden und erlogen, ich erinnere mich durchaus nicht an solche Vertraulichkeiten!“

„Leider!“ rief Karl: „aber ich um so besser! Und zwar bist du gerade die Tonangebende und Verführerin gewesen!“

„Karl wie häßlich!“ unterbrach ihn Hermine; aber er fuhr unerbittlich fort: „Erinnere dich doch nur, wie oft, wenn wir müde waren, den armen Kindern ihre zerissenen Körbe mit Zimmerspänen füllen zu helfen, zum fetten Verdruß eurer Polierer, wie oft mußte ich dann zwischen den großen Holzportalen, ganz im verborgenen, aus kleinen Hölzern und Brettern ein Hättlein bauen mit einem Dach, einer Lüre und einem Bänklein darin! Und wenn wir dann auf dem Bänklein saßen, bei geschlossener Lüre, und ich meine Hände endlich in den Schoß legte, wer fiel mit dem Kopf auf den Hals und küßte mich, daß es kaum zu zählen war?“

Bei diesen Worten wäre er fast ins Wasser gestürzt; denn da er während seiner Reden sich unvermerkt wieder zu nähern gesulcht hatte, gab sie seinem Schifflein plötzlich einen so heftigen Stoß, daß es beinahe umschlug. Hell auf lachte sie, als er den linken Arm bis zum Ellbogen ins Wasser tauchte und darüber fluchte.

„Wart' nur“, sagte er, „es kommt gewiß die Stunde, wo ich dir's eintränken werde!“

„Hat noch alle Zeit“, erwiderte sie, „bitte, überlesen Sie sich nicht,

mein schöner Herr!“ Dann fuhr sie etwas ernster fort: „Der Vater hat unsere Geschichte erfahren; ich habe sie nicht geleugnet, was die Hauptsache betrifft; er will nichts davon wissen, er verbietet uns alle ferneren Gedanken daran: so steh'n wir also!“



„Und gedenkst du dem Ausspruch deines Herrn Vaters dich so fromm und unwiderstehlich zu fügen, wie du dich anstellst?“

„Wenigstens werde ich nie das erklärte Gegenteil von seinen Wünschen tun und noch weniger mich in ein feindliches Verhältnis zu ihm wagen; denn du weißt, daß er die Dinge lang nachträgt und eines tief um sich fressenden Grolles fähig ist. Du weißt auch, daß er, schon seit fünf Jahren Witwer, meiner wegen nicht wieder geheiratet hat; ich glaube, das kann eine Tochter immer berücksichtigen! Und weil wir einmal dabei sind, so muß ich dir auch sagen, daß ich es unter diesen Umständen für ungeschicklich halte, uns so oft zu sehen; es ist genug, wenn

Umständen für ungeschicklich halte, uns so oft zu sehen; es ist genug, wenn

den Industriestädten Deutschlands damit allein stehen. — Hoffentlich merken die Löhne auch etwas von der Konjunktur. Aber das zu erreichen, liegt ja bei der Arbeiterschaft.

Im Betrieb befindliche Hochöfen

	Vorhd. Anfang		Im Betrieb befindlich am Monatsende 1927							
	1927	Okt.	Nov.	Dez.	Jan.	Feb.	März	April	Mai	Juni
Deutsches Reich	195	97	104	109	116	112	111	113	112	113
Saargebiet	30	24	25	28	26	26	26	26	27	—
Großbritannien	449	5	7	78	152	162	178	189	184	175
Frankreich	217	154	154	156	147	146	145	146	146	143
Belgien	56	55	56	56	55	55	54	54	54	54
Luzemburg	47	40	40	40	40	40	40	41	41	41
Schweden	124	41	43	36	40	44	48	44	49	—
Ver. Staaten von Amerika	364	219	213	203	208	217	223	220	211	198
Kanada	16	6	5	5	5	5	6	6	6	—

Allerdings, nicht die Zahl der Hochöfen macht's, sondern die Kapazität, und da stehen Nordamerika und Deutschland an der Spitze. Ein Beweis aber auch dafür, was in der Schwerindustrie geleistet werden muß. Die geringe Zahl der 1926 in Betrieb befindlichen Hochöfen bei England ist auf den Bergarbeiterstreik zurückzuführen.

Um die internationale Rohstahlgemeinschaft

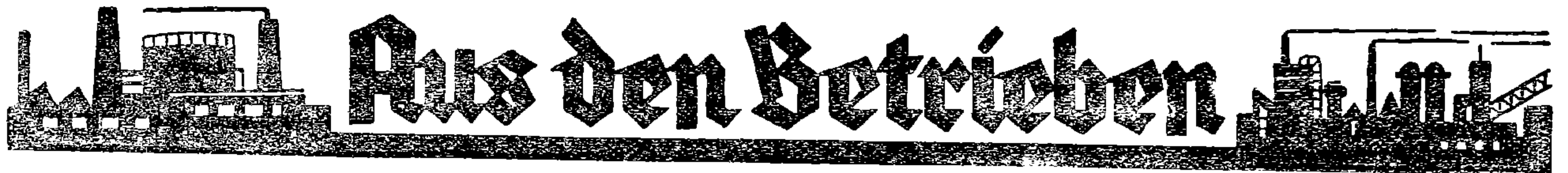
Bekanntlich wird Ende September die nächste Zusammenkunft der Internationalen Rohstahlgemeinschaft stattfinden. Die Lage ist bisher vollkommen undurchsichtig, da eine Aenderung in den Verhältnissen bisher nicht eingetreten ist und auch vorläufig nicht zu erwarten steht. Die Verhandlungen über die Gründung der Verkaufskontore haben immer noch zu keinem Ergebnis geführt, da vor allem Belgien mit seinen hohen Quotenansprüchen noch nicht nachgelassen hat. Bekanntlich liegt der Schwerpunkt für die Lösung bei einigen belgischen Rohstahlerzeugern, die sich bisher nicht zu einer Ermäßigung ihrer Quotenansprüche bewegen lie-

fen. Das gleiche gilt für die französischen Hütten, die bekanntlich ihre Quotenansprüche mit einer noch nicht erreichten Leistungsfähigkeit motivieren. Es dürfte aber recht schwierig sein, diese endgültige Produktionsgrenze auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Was die neuen Verhandlungen bringen werden, ist also im Augenblick noch nicht zu übersehen.

Arbeitstägliche Gewinnung von Roheisen und Rohstahl im 1. Halbjahr 1927

Zeitraum	Deutsches Reich	Saar- gebiet	Frank- reich	Belgien	Luzem- burg	Groß- britann.	W. St. v. Am.
Roheisen (1000 T.)							
1926 1. Halbjahr	26,4	4,49	25,7	9,3	6,9	6,8	168,8
1927 Januar	34,2	4,76	26,0	10,2	7,3	14,2	101,7
1927 Februar	34,6	4,84	25,6	10,5	7,4	20,7	106,7
1927 März	35,0	4,85	25,8	10,1	7,4	22,0	114,2
1927 April	35,1	4,73	25,8	10,3	7,5	23,0	115,9
1927 Mai	36,4	5,03	25,6	10,3	7,7	23,6	111,1
1927 Juni	35,6	—	24,9	10,1	7,5	22,0	104,5
1927 1. Halbjahr	35,2	—	25,6	10,2	7,5	20,9	109,1
Rohstahl (1000 T.)							
1926	40,3	5,67	27,4	11,0	7,3	11,82	154,0
1927 Januar	52,4	6,20	26,9	12,5	7,8	29,7	146,9
1927 Februar	51,4	6,26	26,2	12,4	7,7	35,0	160,1
1927 März	52,4	6,24	27,1	12,1	7,8	35,7	169,3
1927 April	53,7	6,22	27,2	12,0	8,2	36,0	160,0
1927 Mai	55,1	6,40	27,4	12,4	8,4	36,0	156,9
1927 Juni	53,1	—	28,0	12,5	8,5	30,4	135,5
1927 1. Halbjahr	53,0	—	27,1	12,3	8,1	33,8	154,8

Die arbeitstägliche Leistung bei der Roheisen- und Rohstahlproduktion ist also enorm gestiegen seit 1926. Das bedeutet auch, daß die Kräfte der Arbeiterschaft noch mehr in Anspruch genommen wurden. Wie sich das aber umsetzen soll in Lohn und Arbeitszeit, ist eine Angelegenheit der Arbeiterschaft.



Veteranen der Arbeit

Wenn im Arbeiterleben bisweilen das Ereignis eintritt, daß dieser oder jener Arbeitskollege die 40- oder gar 50jährige Wiederkehr des Tages erlebt, wo er zum ersten Male — vielleicht als eben schulentlassener Junge — seinen Arbeitsplatz betrat, dann findet man immer wieder, daß an solchem Erleben die breite Öffentlichkeit kaum oder überhaupt nicht Anteil nimmt. Nur die Nächstbeteiligten pflegen wohl mit dem Jubililar in besonderer Weise solchen Tages zu gedenken. Da kann man dann

wohl oft beobachten, wie die Arbeitskollegen ihren Jubilar an diesem Tage ehren. Der Arbeitsplatz des Jubilars ist mit Blumen und Laubgrün geschmückt; an sichtbarer Stelle prangt die Zahl 40 oder 50 je nachdem. Die Arbeitskollegen kommen und gratulieren, überreichen mit anerkennenden, ehrenden Worten sinnreiche Angebinde. Auch Werksleitung und Direktion ehren wohl den Jubilar durch eine sichtbare „entsprechende“ Anerkennung. Für Augenblicke herrscht dann wohl in solcher Betriebsabteilung eine gewisse Feierstimmung. Aber solche hält nicht lange vor: bald weicht sie wieder dem alltäglichen Jagen und Hasten, der nimmersatten Bier nach Güter-

ein Kind inwendig mit seinem Herzen nicht gehorcht; mit äußeren Handlungen täglich zu tun, was die Eltern nicht gern sehen, wenn sie's wüßten, hat etwas Behässiges, und darum wünsche ich, daß wir uns höchstens alle Monate einmal allein treffen, wie bisher fast alle Tage, und im übrigen die Zeit über uns ergehen lassen."

"Ergehen lassen! Und du kannst und willst wirklich die Dinge so gehen lassen?"

"Warum nicht? Sind sie so wichtig? Es ist dennoch möglich, daß wir uns bekommen, es ist möglich, auch nicht! Und die Welt wird doch bestehen, wir vergessen uns vielleicht von selbst, denn wir sind noch jung; und in keinem Fall scheint mir groß Aufhebens zu machen!"

Diese Rede hielt die siebzehnjährige Schöne mit scheinbarer Trockenheit und Kälte, indem sie die Ruder wieder ergriff und landwärts steuerte. Karl fuhr neben ihr, voll Sorgen und Furcht, und nicht minder voll Aerger über Herminens Worte. Sie freute sich halb und halb, den Wildfang in Sorgen zu wissen, war aber doch auch nachdenklich über den Inhalt des Gespräches und besonders über die vierwöchentliche Trennung, welche sie sich auferlegt hatte.

So gelang es ihm, sie endlich zu überraschen und sein Schiff mit einem Rucke an das ihre zu drücken. Augenblicklich hielt er ihren schlanken Oberkörper in den Armen und zog ihre Gestalt zur Hälfte zu sich hinüber, so daß sie beide halb über dem tiefen Wasser schwebten, die Schiffe ganz schief lagen und jede Bewegung das völlige Umschlagen mit sich brachte. Die Jungfrau fühlte sich daher wehrlos und mußte es erdulden, daß Karl ihr sieben oder acht heftige Küsse auf die Lippen drückte. Dann richtete er sie samt ihrem Fahrzeug wieder sanft und sorglich in die Höhe; sie strich die Locken aus dem Gesicht, ergriff die Ruder, atmte heftig auf und rief, mit Tränen in den Augen, zornig und drohend: "Wart' nur, du Schlingel, bis ich dich unter dem Pantoffel habe! Du sollst es, weiß Gott im Himmel, verspüren, daß du eine Frau hast!" Damit fuhr sie, ohne sich weiter nach ihm umzusehen, mit raschen Ruderschlägen nach ihres Vaters Grundstück und Heimwesen. Karl dagegen, voll Triumph und Glückseligkeit, rief ihr nach: "Gute Nacht, Fräulein Hermine Freymann! Es hat gut geschmeckt!"

Frau Hediger hatte ihren Mann indessen nicht mit Unwahrheit berichtet, als sie ihn zum Ausgehen veranlaßte. Die Nachricht, die sie ihm mitgeteilt, war nur zu beliebigem Gebrauche noch aufgespart und dann in rechten Augenblicke benutzt worden. Es fand in der Tat eine Versammlung statt, nämlich der Gesellschaft der sieben Männer, oder der Festen, oder der Aufrechten, oder der Freiheitliebenden, wie sie sich abwechselnd nannten. Dies war einfach ein Kreis von sieben alten bewährten Freunden, alle Handwerksmeister, Vaterlandsfreunde, Erzpolitiker und strenge Haustyrannen nach dem Musterbilde Meister Hedigers. Stück für Stück noch im vorigen Jahrhundert geboren, hatten sie als Kinder noch den Untergang der alten Zeit gesehen und dann viele Jahre lang die Stürme und Geburtswunden der neuen Zeit erlebt, bis diese gegen das Ende der vierziger Jahre sich abklärte und die Schweiz wieder zu Kraft und Einigkeit führte. Einige von ihnen stammten aus den gemeinen Herrschaften, dem ehemaligen Untertanenland der Eidgenossen, und sie erinnerten sich, wie sie als Bauernkinder am Wege hatten hinknien müssen wenn eine Kutsche mit eidgenössischen Standesherrn und dem Weibel gefahren kam.

Die sieben Männer waren nichts weniger als unbeträchtlich: in allen Volksversammlungen, Vereinigungen und dergleichen halfen sie einen festen Kern bilden, waren unermüdet bei der Spitze, und Tag und Nacht bereit, für die Partei Gänge und Geschäfte zu tun, welche man keinen bezahlten Leuten, sondern nur ganz Zuverlässigen anvertrauen konnte. Oft wurden sie von den Parteihäuptern beraten und ins Vertrauen gezogen, und wenn es ein Opfer galt, da waren die sieben Männer mit ihrem Eherslein zuerst bei der Hand. Für alles dies begehrten sie keinen andern Lohn, als den Sieg ihrer Sache und ihr gutes Bewußtsein: nie drängte sich einer von ihnen vor oder strebte nach einem Vorteil oder nach einem Amte, und ihre größte Ehre setzten sie darein, gelegentlich einem oder dem andern „berühmten Eidgenossen“ schnell die Hand zu drücken: aber es mußte schon ein rechter sein und „sauber übers Nierenstück“ wie sie zu sagen pflegten.

Diese Wackern hatten sich seit Jahrzehnten aneinander gewöhnt, nannten sich nur beim Vornamen und bildeten endlich eine feste geschlossene Gesellschaft, aber ohne alle andern Satzungen als die, welche sie im Herzen trugen. Wöchentlich zweimal kamen sie zusammen und zwar, da auch in diesem kleinen Vereine zwei Gastwirte waren, abwechselnd bei diesen.

erzeugung. Unsere materialistische, rationalisierte Industrie hat nicht Raum und Verständnis für solch sentimentale Stimmung und Gefühlswallung. Deshalb fort damit

Und so findet man anderntags solche Jubilare der Arbeit wieder mitten drin im Bewußt des Produktionsprozesses. Sie müssen ja weiter arbeiten, die zweite Hälfte eines Jahrhunderts Arbeiterleben im werktätigen Schaffen beginnen, um doch für ihre alten Tage Lohn und Brot zu haben.

Was ist aber auch groß dabei zu betonen, wenn etwa der Arbeiter Schulze oder Müller 40, ja 50 Jahre und mehr im gleichen Betrieb, beim gleichen Arbeitgeber beschäftigt gewesen sind. Dafür sind sie doch eben auch nur Arbeiter. Die Leute sollen zufrieden und dankbar sein, daß sie solange dort arbeiten durften. So denken wohl in solchem Falle die meisten in breiter Öffentlichkeit — Aber dennoch: welch' gewaltiges Erleben bedeutet solcher Tag für alle diejenigen, denen es vergönnt ist, den Tag gesund im Kreise ihrer Angehörigen und Arbeitskollegen zu begehen. Da wird alles zu lebendiger Erinnerung, was ihnen in diesen 4 oder 5 Jahrzehnten an Freud und Leid widerfahren ist. Und ist es nicht vielleicht etwas ganz Besonderes, 50 Jahre als Former, als Schlosser oder in sonstigem Beruf an der gleichen Arbeitsstelle gestanden, dem gleichen Arbeitgeber in Treue gedient zu haben? Das ist stilles Heldentum auf dem Schlachtfeld der Arbeit. Und darum: Hochachtung gebührt solchen Tapferen, die fast ein halbes Jahrhundert und mehr tagein, tagaus in vorbildlicher Treue ihren Mann standen.

Im Bereich der Verwaltungsstelle Dillenburg war es kürzlich einer großen Anzahl Verbandsmitgliedern beschieden, den Ehrentag ihres 40- bis 50jährigen Arbeitsjubiläums zu begehen. Nachdem vor einigen Wochen unser Kollege Christian Möllendorf von der Ortsgruppe Niederlaasphe auf dem Werk Amalienhütte des Hessen-Nassauischen Hüttenvereins sein 50jähriges Formerjubiläum feiern konnte, begingen im Laufe dieses Monats folgende Verbandsmitglieder ihren Ehrentag als Arbeiterjubilare mit 40- bis 50jähriger Tätigkeit auf dem Werk Sibelshäuserhütte des vorgenannten Hüttenvereins: Aus der Ortsgruppe Sibelshausen die Kollegen: Wilhelm Stoll, Heinrich Schwehn 6, Heinrich Pfannschmidt, Heinrich Gail und Wilhelm Schwehn 1. Aus der Ortsgruppe Simmersbach die Kollegen: Wilhelm Reh, Heinrich Siliog, August Klein und August Dietrich. Aus der Ortsgruppe Steinbrücken die Kollegen: Reinhard Hofmann, Wilhelm Graf und Karl Klingelhöfer. Aus der Ortsgruppe Wissenbach der Kollege Karl Hendrich. Aus der Ortsgruppe Straßersbach der Kollege Wilhelm Debus und aus der Ortsgruppe Eiershausen der Kollege Karl Schwedes.

Allen diesen Kollegen gilt an dieser Stelle heute zu ihrem Ehrentag als Arbeitsjubilare unser aufrichtiges „Glück auf!“ Damit verbinden wir unsere Wünsche für ihr ferneres Wohlergehen. E. O.

Arbeit macht das Leben süß

Bei den Vereinigten Stahlwerken, A.-G., Abteilung Schalke, unterhalten sich die Ingenieure St. und L. über das Koksladen zur Beschickung der Hochofen. Die daran beschäftigten Arbeiter laden in der Achtstundenschicht etwa 8 bis 10 Kübel zu je 5 Tonnen. Gezahlt wird für jeden Kübel 60 Pfennig zuzüglich Zeitzuschlag. Wenn man sich vergegenwärtigt, was es heißt aus Eisenbahnwaggons 8 bis 10 Kübel laden und dazu, da die Waggons frei stehen, jedem Wind und Wetter ausgesetzt zu sein, dann ist der herauspringende Verdienst gering und recht sauer. Anderer Meinung war wohl Herr L. Aus Sport oder Wette verpflichtete er sich, in acht Stunden bestimmt zehn Kübel zu laden. Zur Nachschicht um 10 Uhr abends trat L. an und begab sich ans Schaufeln. Um

Da ging es dann sehr kurzweilig und gemütlich her; so still und ernst die Männer in größeren Versammlungen sich zeigten, so laut und munter waren sie, wenn sie unter sich waren: keiner zierte sich und keiner nahm ein Blatt vor den Mund; manchmal sprachen alle zusammen, manchmal horchten sie andächtig einem einzelnen, je nach ihrer Stimmung und Laune. Nicht nur die Politik war der Gegenstand ihrer Gespräche sondern auch ihr häusliches Schicksal. Hatte einer Kummer und Sorge, so trug er, was ihn drückte, der Gesellschaft vor; die Sache wurde beraten und die Hilfe zur gemeinen Angelegenheit gemacht. Ähnte sich einer von dem andern verlegt, so brachte er seine Klage vor die sieben Männer, es wurde Gericht gehalten und der Unrechthabende zur Ordnung verwiesen. Dabei waren sie abwechselnd sehr leidenschaftlich oder sehr ruhig und würdevoll, oder auch ironisch. Schon zweimal hatten sich Verräter, unübliche Subjekte unter ihnen eingeschlichen, waren erkannt und in feierlicher Verhandlung verurteilt und ausgestoßen, d. h. durch die Käufe der überlebenden Greise jämmerlich zerklüftet worden. Traf ein Hauptmännchen der Partei, welcher sie anhängen, so ging ihnen das über alles häusliche Unglück, sie verbargen sich einzeln in der Dunkelheit und vergossen bittere Tränen.

Der Wohlredendste und Wohlhabendste unter ihnen war Frymann, der Zimmermeister. Der Unbemittelteste war Hediger, der Schneider, der wegen im Worte gleich der zweite nach Frymann. Er hatte wegen politischer Leidenschaftlichkeit schon längst seine besten Kunden verloren, denn seine Söhne sorgfältig erzogen, und so besaß er keine übrigen Mittel. Die andern fünf Männer waren gut versorgte Leute, welche in der Gesellschaft mehr zuhörten als sprachen, wenn es sich um große Dinge handelte, dafür aber in ihrem Hause und unter ihren Nachbarn um so geschäftigere Worte hören ließen.

Heute lagen wirklich bedeutende Verhandlungen vor, über welche sich Frymann und Hediger vorläufig besprochen hatten. Die Zeit der Un-

ruhe, des Streitens und der politischen Mühe war für diese Wackeren vorüber und ihre langen Erfahrungen schienen mit den errungenen Zuständen für einmal abgeschlossen. Ende gut, alles gut! konnten sie sagen, und sie fühlten sich siegreich und zufrieden. So wollten sie sich denn an ihrem politischen Lebensabend ein rechtes Schlußvergügen gönnen und als die sieben Männer vereint das eidgenössische Freischießen besuchen, welches im nächsten Sommer zu Aarau stattfinden sollte, das erste nach der Einführung der neuen Bundesverfassung vom Jahr 1848. Nun waren die meisten schon längst Mitglieder des schweizerischen Schützenvereins, auch besaß jeder, mit Ausnahme Hedigers, der sich mit seiner Kollflinte begnügte, eine gute Büchse, mit welcher sie in früheren Jahren zuweilen des Sonntags geschossen. Ebenso hatten sie einzeln schon Feste besucht, so daß die Sache gerade nicht absonderlich schien. Allein es war ein Geist des äußeren Pompes in einige gefahren, und es handelte sich um nichts Geringeres, als in Aarau mit eigener Fahne aufzutreten und eine stattliche Ehrengabe zu überbringen.

Als die kleine Versammlung einige Gläser Wein getrunken und die gute Laune im Zuge war, rückten Frymann und Hediger mit dem Vorschlage heraus, welcher dennoch die bescheidenen Männer etwas überraschte, so daß sie einige Minuten unentschlossen schwankten. Denn es wollte ihnen nicht recht einleuchten, ein solches Aufsehen zu erregen und mit einer Fahne auszugehen. Da sie aber schon lange verlernt hatten, einem Aufschwung und einer körnigen Unternehmung ihre Stimme zu versagen, so widerstanden sie nicht länger, als die Redner ihnen ausmalten, wie die Fahne ein Sinnbild und der Ansehenszug ein Triumph der bewährten Freundschaft sein und wie das Erscheinen von solch sieben alten Kräftern mit einem Freundschaftsfähnchen gewiß einen fröhlichen Empfang abgeben würde. Es sollte nur ein kleines Fähnchen angefertigt werden von grüner Seide mit dem Schweizerwapp und einer guten Inschrift.

(Fortsetzung folgt.)

Artikelangabe

Sieberei mit Fließbetrieb („Stahl — Eisen“, Düsseldorf, Nr. 34, S. 1400—1404). Schutzzoll und Lohnhöhe („Kölnische Zeitung“, Nr. 575). Der Streit um die Landesarbeitsämter („Deutsche Bergwerksztg.“, Eisen, Nr. 199). Eigenbetriebe von Krankenkassen („Stuttgarter Neues Tageblatt“, Nr. 356). Praktische Kartellpolitik („Wiener Neueste Nachrichten“, Nr. 634). Konzentration in der Emaillewarenindustrie („Berliner Börsencourier“, Nr. 362). Das Bild „Abschied“ von Ubbelohde entstammt der empfehlenswerten Mappe „Volkslieder“, Stiftungsverlag Potsdam.

Heizer gesucht

Ein größeres Bezirkskrankenhaus im württembergischen Schwarzwaldkreis sucht ledigen jüngeren Heizer für Niederdruckanlage. Derselbe muß gelernter Schlosser oder Mechaniker sein und sich überall im Hause nützlich machen können. Offerten mit Zeugnissen und Gehaltsansprüchen unter B. F. Nr. 3 an die Geschäftsstelle dieses Blattes.

Gesucht

für ein größeres **Feinblechwalzwerk** in der Tschechoslowakei (deutsches Sprachgebiet) ein tüchtiger, erfahrener

Walzmeister

Offerten nebst Zeugnissen und Gehaltsansprüchen erbeten unter Chiffre „P. A. 1995“ an Rudolf Mosse, Prag I., Ovocny trh 18.

Vom Einbaum zum 50000-Tonnen-Ueberseedampfer

I.

Wer durch die großen See- oder Flußstädte geht, sieht an den Wassern riesige Werkstätten aufragen. Ein Hämmern und Schlagen dröhnt ihm entgegen, Lauf- und Hebekrane surren, und Tausende von Metallarbeitern sind Tag für Tag beschäftigt, Schiffe zu bauen. Da werden die Spanten gelegt, die Eisenteile gefügt, die Nieten bearbeitet. Da entstehen die Ueberseedampfer „Columbus“, „Imperator“, die Flußkähne und Rheindampfer. Werften und Schiffe haben eine äußerst wechselvolle Geschichte hinter sich. Es dürfte auch für den Metallarbeiter, der heute die großen Schiffe baut, lehrreich und interessant sein, aus der Geschichte seines Berufes etwas zu hören.

Wann der Mensch zum erstenmal sich auf einem schwimmenden Instrument auf das Wasser hinauswagte, verliert sich im Dunkel der Geschichte. Vielleicht auf der Wanderung, vielleicht auf der Flucht vor einem breiten Strom im Urwald stehend, ging ihm zum erstenmal der Sinn dafür auf, daß er Baumstämme mit der Strömung treiben sah, schwere große Kloben, die nicht untergingen. Er wagte sich darauf und fuhr mit. Vielleicht bewegte er dabei die Beine im Wasser, und siehe da, der Baumstamm, der anfänglich mit dem Strom schwamm, nahm eine andere Richtung. Aus den Erfahrungen vieler Menschen, Denken und Zufall verbindend, sah man, daß ein ausgehöhlter Baumstamm auch schwamm, daß man ihn mit Stangen, die man an den Enden verbreitert hatte, beliebig in diese oder jene Richtung bringen konnte; man erfand Ruder und Steuer. Alles primitiv, einfach, klobig. Mit Steinwerkzeugen werden die Fahrzeuge bearbeitet. Kein Buch, kein Heldenlied, kein Denkmal kennt Name und Art dieser ersten Pioniere des Schiffbaues, die durch die Menschheitsgeschichte schreiten.

Als unsere Urväter schon ihre Pfahlbauten errichteten (am Bodensee zum Beispiel), war der einfache Stamm oder das Floß bereits vervollkommenet. Es war ein richtiges Schiff geworden, das unserer heutigen Ponte sehr ähnlich sah. Vorn und hinten, im Bug und im Heck, stumpf aufsteigend, breit, ohne Spitze, das war der Einbaum (siehe Bild Nr. 1), wie er vor Tausenden von Jahren gebraucht wurde. Die Binnenschiffahrt hat bis in das 19. Jahrhundert hinein vielfach diese Form beibehalten. Doch darüber ein andermal. Heute wollen wir verfolgen, welche Entwicklung die Seeschiffahrt genommen hat.



Bild 1: Einbaum zur Zeit der Pfahlbauten.

Das Volk, das dem Schiffbau eine bedeutsame Wendung gab, waren die Ägypter. Sie sahen ein, daß zwanzig Ruderer

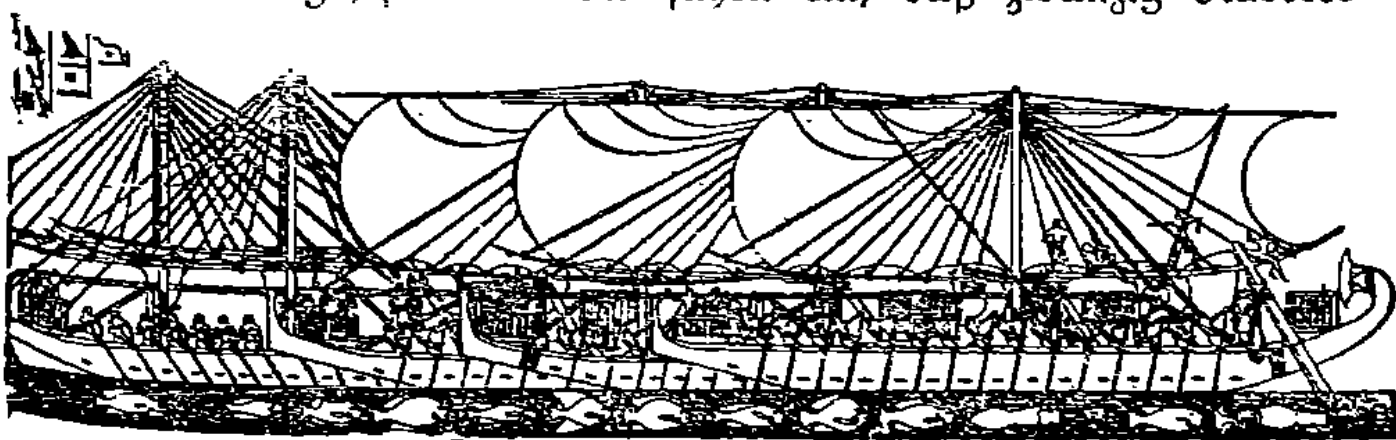


Bild 2: Ägyptische Schiffe um 2000 vor Christi Geburt.

mehr leisteten als einer, und daß man mit Stücken Tuch den Wind einfangen und als treibendes Element zur Fahrt mitbenutzen konnte. So schufen sie das kombinierte Ruder- und Segelschiff (Abb. 2.). Ihre Schiffe waren schmal, langgestreckt und besaßen zum Steuern zwei schaufelförmige Ruder. Damit wagten sie sich auf das Rote Meer und den Indischen Ozean hinaus. Bis zum sagenhaften Land Ophir in Südafrika sollen ihre Fahrten gegangen sein. Eine Wissenschaft über den Schiffbau gab es nicht. Man baute die Schiffe, wie es die Erfahrung eingab; alte abgetakelte Kapitäne leiteten gewöhnlich die Werften.

Einen wesentlichen Fortschritt im Schiffbau brachten die Phönizier, die in Tyrus und Sidon beheimatet waren, und vor allem die Griechen, das Seefahrervolk des Altertums. Athen war die Hauptstätte des Schiffbaus, und oft lagen bis 50 Schiffe auf den Hellingen und Werften dieser Stadt. Schon begann man zu unterscheiden zwischen Lastschiff und Kriegsschiff. Die Lastschiffe waren rundlich, bauchig, im Ausmaß von 60 bis 200 Tonnen, die Kriegsschiffe dagegen langgestreckt, mit einem Rammsporn an der Spitze. Um die Schnelligkeit und die Wucht zu steigern, schufen die Griechen das Kriegsschiff des Altertums, die Trierer, so genannt, weil drei Reihen Ruderer übereinander arbeiteten (siehe Abb. 3). Das Rudererschicksal

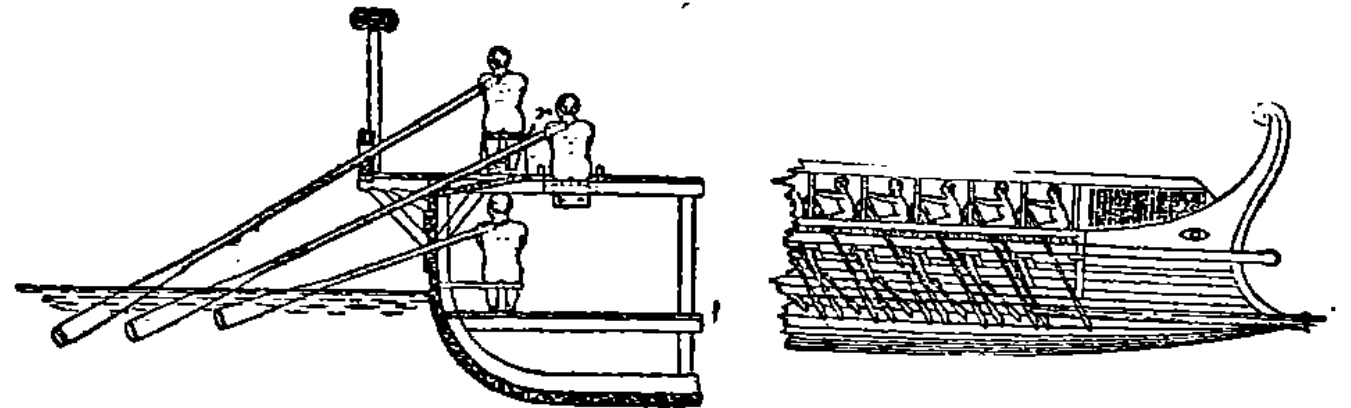


Bild 3: Griechische Trierer, 300 vor Christus (Quer- und Längsschnitt).

war furchterlich. In Hitze und Kälte arbeitend, während der Schlacht an den Füßen gefesselt, oft für Lebenszeit an ihre harte Stelle gekettet, das war das Los der Sklaven oder der Verbrecher. Die Schiffahrt der Mittelmeervölker war durchweg Küstenschiffahrt; auf das offene Meer wagten sie sich beim Fehlen fast aller nautischen Instrumente selten hinaus.

Ganz unabhängig vom Schiffbau der Mittelmeervölker, die auf dem im allgemeinen ruhigen Mittelmeer fuhren, entwickelte sich der Schiffbau der Nordseevölker. Seit dem 6. Jahrhundert nach Christi Geburt erfüllen sie Europa mit ihrem Waffenlärm und dringen mit ihren Schiffen nach Island, Italien, Spanien, ja sogar erwießenermaßen nach Nordamerika vor, fahren in die Flüsse hinein und sind der Schrecken der Binnenvölker. Ihre Schiffe waren im allgemeinen 20 bis 25 Meter lang, 4 bis 5 Meter breit und hatten Ruder und Segel. Die Schiffsform war vorn und achtern scharf gehalten. Vor- und Achterstegen überragten die Bordwand um ca. 1 Meter (siehe Abb. Nr. 4). Aber im Gegensatz zu den Mittelmeervölkern benutzten die Nordseevölker, später zusammengefaßt in den Namen Normannen, hauptsächlich das Segel. Die unruhige und stürmische Nordsee war dem Rudern nur hinderlich.

Diese Wikinger- oder Normannenschiffe waren die Vorläufer der Schiffe der deutschen Hanse, jener Gemeinschaft deutscher Städte, welche sich um 1200 zur Sicherung des Handelsverkehrs in Nord- und Ostsee zusammengeschlossen hatten und bald eine überragende Macht darstellten. Ihre Kontore lagen in Rußland sowohl wie in Norwegen, in England und in Frankreich. Mehr als einmal haben sie den politischen Gang der nordischen Königreiche Dänemark und Schweden bestimmt. Ihre

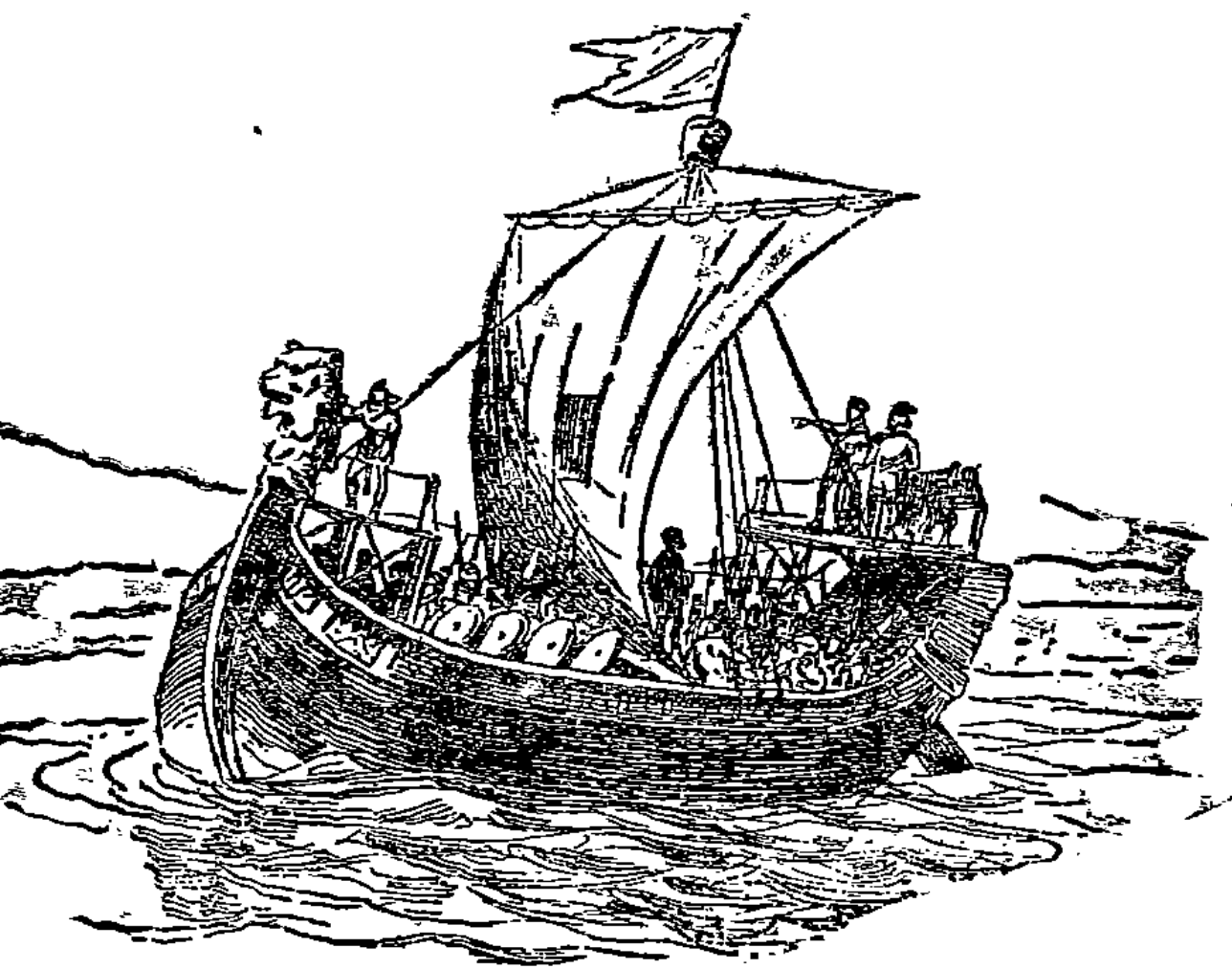


Bild 4: Normannenschiff, 700 nach Christus.

Schiffe, die sogenannten Koggen (siehe Abb. 5) besaßen vorn und hinten kastellartige Aufbauten, auf denen die Pfeilschützen und später die Geschütze standen. 200 Tonnen Tragfähigkeit war wohl das größte, das sich die Hanse bei ihren Schiffen leistete aber sie

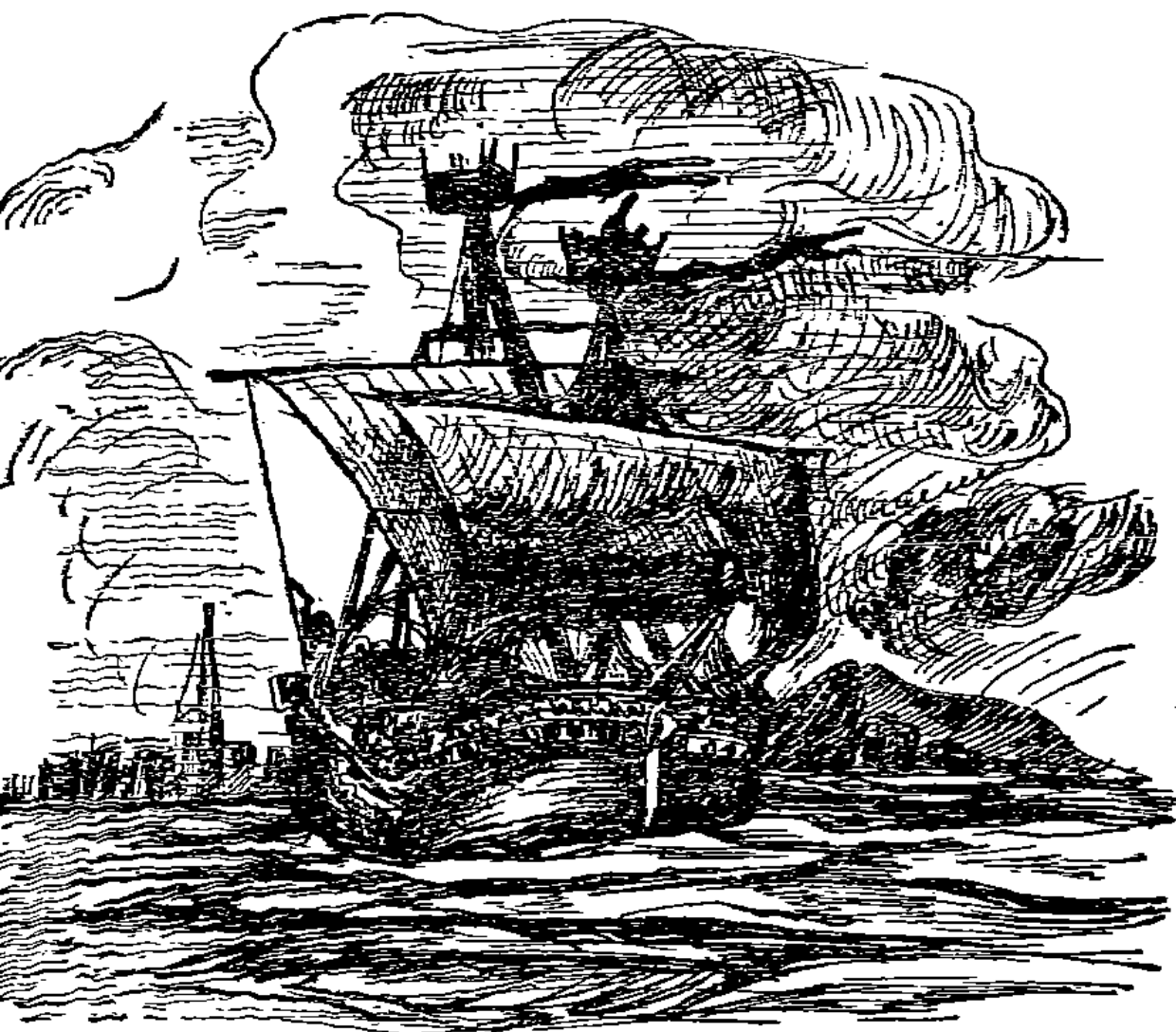


Bild 5: Hansafogge um 1300.

erreichte durch Vergrößerung der Segelflächen die Schnelligkeit und durch die Einführung des am Hintersteven fest gelagerten Steuerrodes die Sicherheit der Lenkung zu fördern.

Nach der Erfindung des Kompasses und der dadurch ermöglichten Orientierung auf hoher See begannen plötzlich zwei Völker

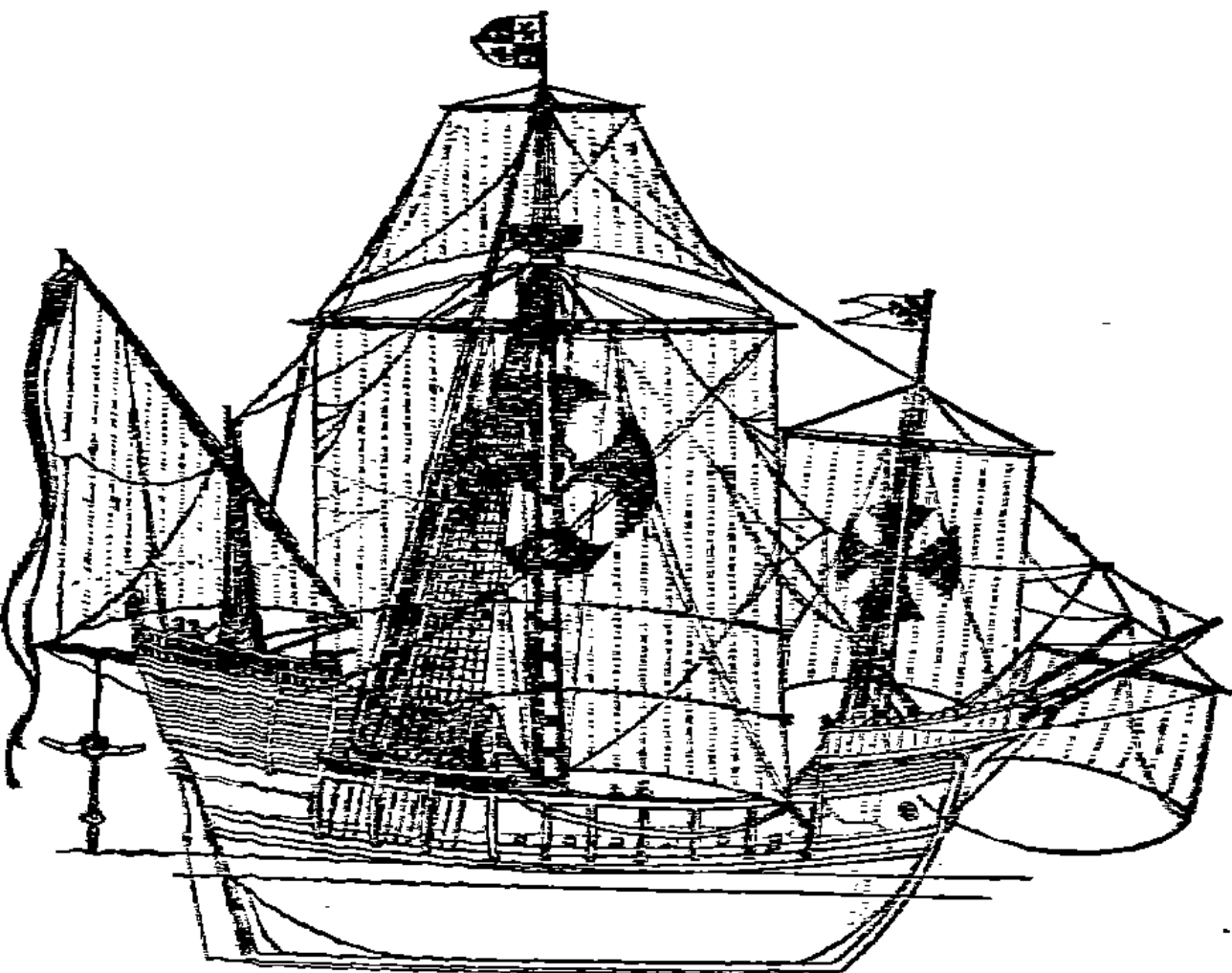


Bild 6: „Santa Maria“, das Admiralschiff von Christoph Columbus 1498.

in die Entwicklung des Schiffbaus mächtig einzugreifen: die Spanier und Portugiesen. Die Weltmeere liegen jetzt offen. Ein ganzes Jahrhundert hindurch hat ihnen fast unbestritten das Weltmeer gehört zwischen 1480 bis 1580. Von diesem Zeitpunkt an tritt die Tackelage der Schiffe in den Vordergrund. Die Anzahl der Masten wird vermehrt, die Größe und Form der Segel erheblich geändert, das Deck wird fest. Mit ihren Schiffen, Karavelle genannt, führen sie nach Nord- und Südamerika, rund um Afrika nach Indien, und Magelhaens unternahm seine Reise um die Welt, die drei Jahre dauerte. Dabei waren die spanisch-portugiesischen Schiffe nichts weniger als groß. Die drei Schiffe, mit denen 1498 Columbus auszog, um den Seeweg nach Indien zu finden und Amerika fand, hatten eine Länge von 23,20 und 17 Meter, eine Breite von 7, 6, 5 Meter und einen Tonnengehalt von 230 bis 170 Tonnen. Das größte dieser drei Schiffe war die „Santa Maria“ (siehe Abb. 6). Auf den Kastellen der Schiffe standen ein paar Geschütze,

Ein ganz gewaltiger Umschwung in der Armierung ergab sich, als um 1500 der Franzose Decharges dazu überging, Geschützpfosten in die Seitenwände einzuschneiden und die Geschütze in der Breite aufzustellen. Das wirkte stark auf den Schiffbau zurück. Die Dimensionen der Schiffe wurden erheblich vergrößert. Man ging schon bis auf 1600 Tonnen Raumgehalt hinauf, wie bei jenem ersten Dreidecker, d. h. einem Schiff, das drei übereinandergelagerte Decks besitzt, und auf denen drei Reihen Geschütze übereinander stehen. Es war in England 1637 gebaut, hatte 232 Fuß Länge, 48 Fuß Breite, 100 Geschütze und schon 700 Mann Besatzung, während die Schiffe des Columbus insgesamt nur 120 Mann hatten.

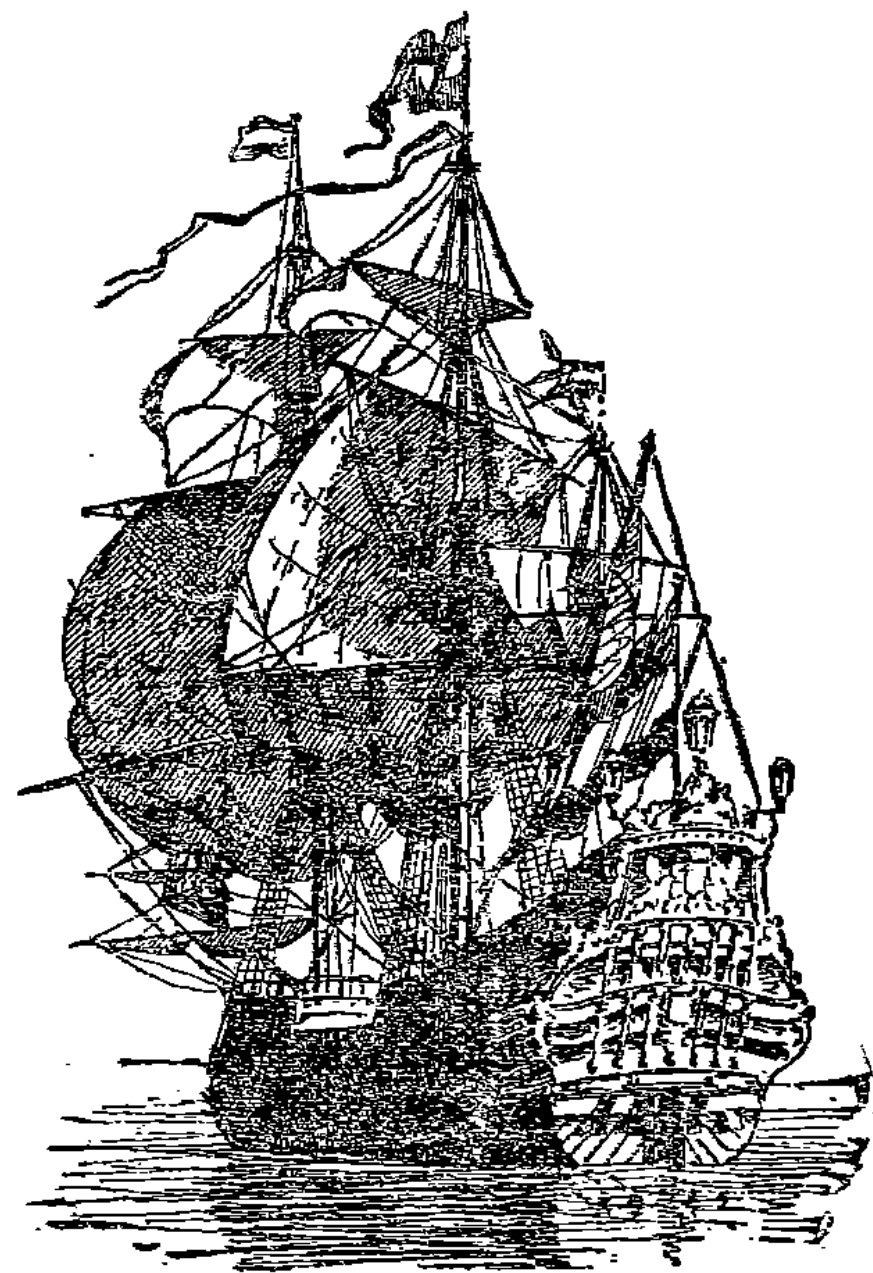


Bild 7: Das Admiralschiff von de Ruyter: „De zeven Provinciën“ 1660.

Ein Wettkampf der Nationen um die Seeherrschaft, d. h. Ausbeutung fremder Länder, entstand. Spanier und Portugiesen wurden von den Engländern und Holländern an die Wand gedrückt, und dann begann der 40 Jahre dauernde Kampf zwischen England und Holland im 17. Jahrhundert, bei dem die Holländer unter ihren Admiralen Pitt Hein, Tromp und vor allem de Ruyter lange siegreichen Widerstand leisteten. Neben dem Tage von Skagerrak (1916) war die berühmte „Vierdaagse Zeeslag“ (Viertages Seeschlacht) bei North-Foreland 1666 die schwerste Niederlage, die England je in seiner Seegeschichte zu verzeichnen hatte. De Ruyter schlug nach erbittertem Widerstande die Engländer vollständig, segelte die Themse hinauf, zerstörte die großen Werften und bedrohte London. Aber Holland wurde später doch besiegt, genau wie Frankreich, bis England die Seeherrschaft besaß. Ruyters Admiralschiff „Die sieben Provinzen“ (siehe Abb. 7) war der Typ der Schiffe des 17. Jahrhunderts.

Aber trotzdem die Schiffe schon gewaltige Abmessungen aufwiesen und in bezug auf Belastung, Konstruktion der Verbände, Stabilität und Besegelung schwere Aufgaben stellten, so war von wissenschaftlichen Grundsätzen beim Bau nichts zu spüren. Die damaligen Schiffbaumeister waren nichts weiter als geschickte Handwerksmeister, welche ihre Kenntnisse und Fähigkeiten für den Schiffbau von ihren Vätern erbten, so daß sich meist Generationen von Schiffbauerfamilien bildeten. Ihre Tätigkeit beschränkte sich darauf, nach den Angaben der Besteller oder nach bekannten und überlieferten Vorbildern die Schiffsform zu wählen und durch Auswahl gesunder Bauhölzer und sachgemäße Verbindung der Banteile ein möglichst festes und dauerhaftes Werk herzustellen. Schiffspläne sowie Berechnungen zur Bestimmung des Displacement und der Tragfähigkeit und zum Nachweis einer genügenden

Stabilität wurden nicht verlangt. So kam es oft vor, daß ganze obere Decks wegrasiert werden mußten, um die Schiffe stabil zu gestalten und daß man im Ballast sich vollkommen verrechnete. Trotzdem die Länder England, Frankreich erhebliche Eisenproduktion hatten, baute man alle Schiffe noch aus Holz, weil man bei den mangelnden Kenntnissen des Schiffbaus dem Eisen vollkommen mißtraute. So rückte dann allmählich das 19. Jahrhundert heran, das eine vollkommene Umwertung aller Werte

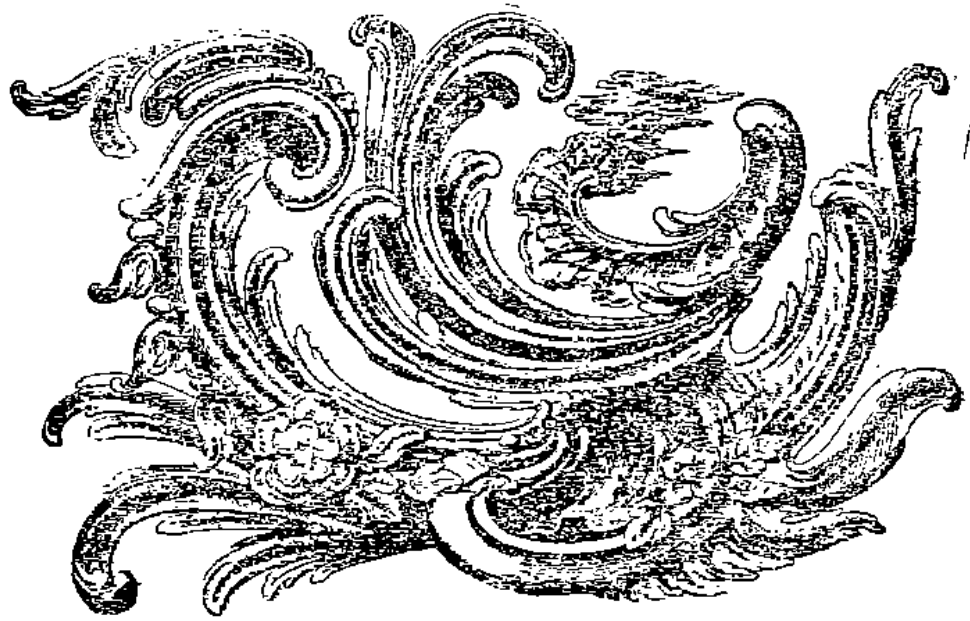
im Schiffbau bringen sollte. 6000 Jahre der Geschichte hatte der Mensch gebraucht, um sein Schiff vom Einbaum zum Dreidecker heraufzuentwickeln, aber er kannte keine andere Kraft als den Wind. Der Seemann von 1800 nach Christi Geburt und der ägyptische Seemann von 3000 vor Christi Geburt fuhrten im allgemeinen nach der gleichen Methode. Hundert Jahre genügten (1800—1900), um etwas vollkommen Neues und Unerhörtes zu schaffen. Doch darüber nächstesmal. G. W.

Der König der deutschen Kunstschlosser

I.

Als Kunstwerk tritt das Gitter verhältnismäßig spät in den Bereich der Schmiedearbeiten. Kleinere Gitter aus gekreuzten Stäben fertigten schon die Römer. Die christliche Zeit verwendet bis zum Jahre 1000 mehr gegossene Gitter aus Bronze. Erst seit diesem Jahre findet sich das schmiedeeiserne Gitter häufiger, besonders zum Abschluß von Kapellen und zur Umfriedung von Grabmälern. Es hatte den Vorteil, daß es ein starker Schutz war

im 18. Jahrhundert den Weg gewiesen. Sie zeigt üppiges Akanthuslaub bei reicher Verwendung von Masken, Trophäen und Girlanden. Jean Berain schenkte dann ganz Europa das typische Ornament für das Rokoko-Gitter, das Bandlewerk. An Stelle schwulstiger Motive aus der Tier- und Pflanzenwelt tritt ein einfaches, oft gewundenes Stabwerk. Damit kehrt der Schlosser zu seinem Hauptmaterial, dem Eisenstab, zurück.



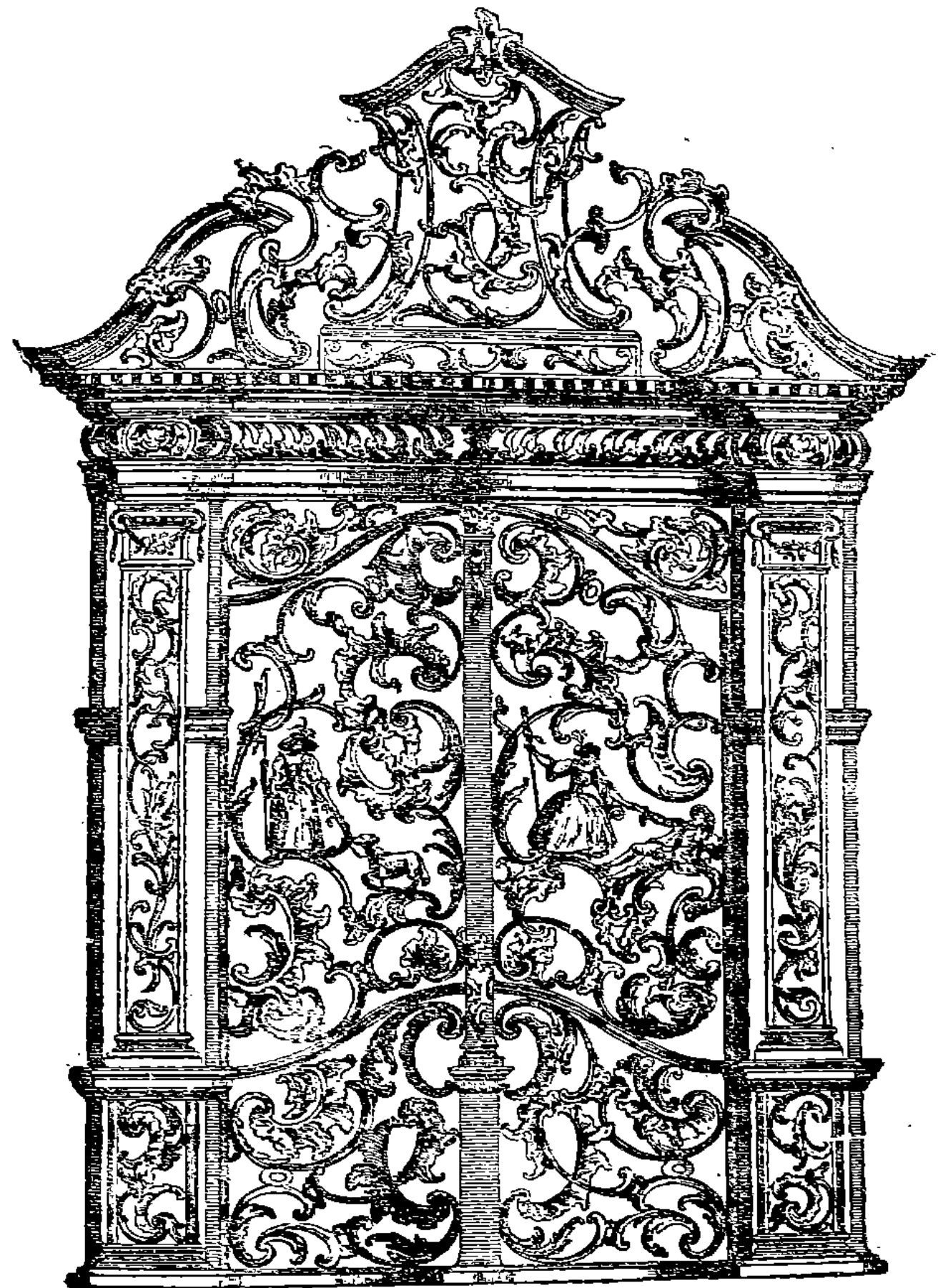
Schmiedeeisernes Rokoko-Muschelwerk.

Im Banne dieser Ornamentik arbeitete auch die Wiener Hofschlosserei, damals die bedeutendste auf deutschem Boden. Neben dem Kaiserhause besaß Oesterreich noch ein Kunstzentrum in dem Hofe des Prinzen Eugen. Er zog die besten Künstler seiner Zeit an sich, so Johann Lucas Hildebrand, der ihm das Schloß Belvedere schuf. Die Gitter dieses Schlosses, von Hildebrand entworfen, sind das Feinste, was Oesterreich an Schmiedearbeit hervorbrachte. Der Würzburger Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn kam als Reichsvizekanzler oft nach Wien. Dadurch verband ihn eine innige Freundschaft mit Prinz Eugen und dies war wieder die Ursache, daß zahlreiche österreichische Handwerker nach Franken wanderten. Der bedeutendste von ihnen war Johann Georg Degg.

und man trotzdem gut durchsehen konnte. Zu den ältesten und schönsten Gittern gehören die der Kirche von Le Puy in Frankreich und der Kathedrale von Winchester in England (11. Jahrhundert). Die deutsche Gitterarbeit kommt demgegenüber nicht in Betracht. Noch im 13. Jahrhundert stehen England und Frankreich an die Spitze. 1424 vollendet der englische Schmied Thomas de Leghtone das prachtvolle Gitter am Grabmal des Eleanor von Kastilien; sein Lohn waren 4000 M (unserer Goldwährung). Im 14. Jahrhundert übernimmt Italien die Führung, zu ihm gesellt sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts Spanien. Das beste deutsche Gitter des Zeitraumes ist das im Dom zu Magdeburg, das 1498 vollendet wurde. Der große technische Fortschritt, den die deutsche Metallkunst im 16. Jahrhundert machte, kam auch den Gittern zu gut. Wichtig ist dabei, daß jetzt Hammerwerke dem Schlosser das nötige Material fertig liefern, besonders schöne Rundstäbe. Ihren Höhepunkt erreichte die Gittergestaltung des 16. Jahrhunderts in Spanien, das für seine Kathedralen eine Menge Abschlußgitter brauchte. In Deutschland führen die Rheinlande. Hier treten die Neuerungen, die Durchzüge und Flechtungen mit allerlei Laub und Blumenwerk, besonders stark auf. Noch immer finden sich die bedeutenderen Gitter in kirchlichen Bauten. Um 1675 tritt eine neue Wandlung ein. Die Spirale, die als Ornament seit der Renaissance im deutschen Gitter eine Rolle spielt, tritt jetzt noch mehr in den Vordergrund; statt drei Windungen erhält sie bis zu sechs.

Degg wurde am 24. April 1703 in Sitz bei Innsbruck geboren. Vom Vater, dem Schmiede des Dorfes her, lag die Freude am Eisen in ihm. Nachdem er die Lehrzeit bei seinem Onkel, dem Schlosser Peter Degg in Linz, durchgemacht hatte, kam er in die Wiener Hofschlosserei; er arbeitete auch für den Prinzen Eugen. Balthasar Neumann, der Erbauer der Würzburger Residenz, lernte Degg in Wien kennen und empfahl ihn seinem Fürsten. Im Dezember 1733 wurde Degg nach Würzburg berufen. Durch Ver-

Bis in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts spielte Franken in der Gitterschmiedekunst eine hervorragende Rolle. Ein gutes Stück ist das Gitter, das der Nürnberger Meister Paul Ruhn (aus Augsburg) 1587 für den „Schönen Brunnen“ fertigte. Es war reich bemalt und vergoldet. Das Charakteristische an den französischen Schlosserarbeiten ist, daß sie im Ornament dem übrigen Deutschland um 60 bis 80 Jahre voraus sind. Das Beste, was Franken an geschmiedeten Gittern hervorbrachte, wurde in Nürnberg geleistet. Da entstand durch die Prachtliebe der Würzburger Fürstbischöfe aus der reichen Familie der Grafen von Schönborn am Main jener klassische Boden, auf dem die Schmiedekunst das Höchste leisten sollte, was je unter einem Hammer hervorging.



Schmiedeeisernes Lor aus der Rokokozeit.

Nachdem die Würzburger Bischöfe jahrhundertlang auf der stolzen Bergfestung Marienberg residiert hatten, faßte ein Schönborn den Entschluß, in der Stadt eine prachtvolle Residenz zu errichten. Für sie war auch Schmiedearbeit in großem Ausmaße vorgesehen. Die Schloßanlage von Versailles hatte der Schmiede-

trag vom 29. März 1734 erhielt er eine jährliche Besoldung von 250 Gulden, aber keine Kost und kein Quartier. Für jeden Gesellen bekam er wöchentlich 2 Gulden Kostgeld. Zuerst arbeitete er in der Artilleriewerkstätte Neumanns (Neumann war ursprünglich Stückgießergeselle, später Artillerieoberst und Hofarchitekt), dann erhielt er eine Werkstatt im „alten Landhaus“ am Residenzplatz. Am 30. Juni 1738 heiratete er Anna Margaretha Zurewesten. Die Würzburger Stadtschlosser empfanden die Berufung des erst Dreißigjährigen als einen Schlag ins Gesicht und feindeten ihn während seiner ganzen Wirksamkeit in der schlimmsten Weise an. War er doch plötzlich Hofschlosser geworden, ohne ein Meisterstück gemacht zu haben. Erst 1736 bestätigte ihn die Schlosserzunft notgedrungen als Meister, das Meisterstück war ihm durch Dekret seines Fürsten Friedrich Carl

erlassen worden. Auch fernerhin hielt der Bischof seine Hand schützend über seinen Liebling. Degg war nicht Schlossermeister, sondern Künstler. Das erkannte der Fürst dankbar an und statete ihn mit den Personalfreiheiten eines Künstlers aus. Als jüngster Meister hätte Degg bei den Zunftgeböten den andern aufwarten, bei öffentlichen Prozessionen das Kreuz vorantragen müssen; er hätte ferner wie die übrigen Zunftmeister die Pflicht gehabt, auf die Wache zu ziehen und beim Öffnen und Schließen der Stadttore mitzuwirken. Von all dem wurde Degg im Jahre 1743 befreit „in Unbetracht, daß er zum gemeinen Besten gute und künstliche Arbeit macht, gute Leute und Meister nachzieht und im Notfall — so beim Brande in der Residenz im Jahre 1741 — mit allen seinen Leuten beispringt“. (Schluß folgt.)

Prof. Dr. Michael Birkenbihl (München).

Aktiengesellschaften im alten Rom

Aktiengesellschaften sind nicht erst ein Produkt der modernen Zeit. Man kannte sie schon im alten Babylon und das alte Rom hat diese Gesellschaften zu einer ganz besonderen Blüte gebracht. Damals war ihr Recht gar nicht eingeschränkt. Ueber allem stand das harte Wort vom uneingeschränkten Privateigentum. Das Sachenrecht stand über dem Personenrecht. Es ist auch für unsere Kollegen ganz interessant, einmal zu sehen, wie sich ein solches Privateigentumsrecht auswirkte, und wie wir das heute auch haben würden, wenn nicht die Gewerkschaften einen so starken Damm dagegensetzten. Die Red.

Georg Brandes, der ausgezeichnete dänische Forscher und Literaturhistoriker, hat in seinem neuen, soeben bei Erich Reiss, Berlin, erschienenen Buch „Julius Caesar“ ein besonderes Kapitel dem Finanzwesen der Stadt Rom gewidmet. Das römische Weltreich ist nicht nur imperialistisch, sondern auch durchaus kapitalistisch gewesen. Die vielen Verschwörungen, Revolutionen, Reformversuche und Verfassungsumstürze, die Rom in der Zeit der letzten Jahrhunderte vor Chr. erlebt hat, gewinnen erst Sinn und Bedeutung auf dem Hintergrund finanzpolitischer Betrachtungen. Der Reichtum hatte fortschreitenden Einfluß sowohl auf die Gesetzgebung wie auf die privaten Verhältnisse, die reichen Leute mischten sich immer mehr in die Fragen des politischen Lebens ein. Zahlreiche staatliche Unternehmungen wurden von besonderen Erwerbsgesellschaften geführt. Diese erhielten dadurch eine Macht, die sie, ganz ähnlich wie in unseren Zeiten, den politischen Organisationen weit überlegen werden ließen. Die Mitglieder solcher Gesellschaften waren hochgeehrt; man nannte sie *magimi*, *ornatissimi*, *amplissimi*. Die Gesellschaften hatten bestimmte wirtschaftliche Funktionen, wie die Führung des Transportwesens und die Verproviantierung. Sie erhielten derartige Privilegien gegen ein Höchstgebot. Eine besondere, nicht nur wirtschaftliche, sondern auch starke politische Rolle spielten die sog. Publikaner. Es waren das die Generalpächter des Staates, die ungeheure Summen daran verdienten, daß sie die Staatsfunktionen zu ihren privaten Unternehmungen machten.

Die Erwerbsgesellschaften hatten zweierlei Arten von Mitgliedern: die *Socii*, die namentlich Verpflichteten und die Aktionäre, deren Anteile nicht auf den Namen lauteten, sondern die nach heutigem Sprachgebrauch Inhaberpapiere waren. Diese Gesellschaften, zu denen die kleinen Kapitalisten sich geradezu drängten, waren über das ganze römische Reich verbreitet, hatten aber ihre Zentralverwaltung oder ihren Geschäftsdirektor meist in Rom. In Rom war auch die öffentliche Börse, die, belebt durch Verkehrsmittel, das unaufhörlich durch Kuriere geschäftliche Verbindung mit der ganzen damals zivilisierten Welt erhielt. Auch die Prokonsule und Heerführer betätigten sich als wirtschaftliche Berichterhalter. Besonders lebhaft war der Handel mit Silber und Gold, Münzen und Wertpapieren, der von Wechslern betrieben wurde, die man *Graeculi* nannte, weil sie vorwiegend aus Griechenland stammten. Unter ihnen befanden sich auch Freigelassene, sogar Sklaven. Publikaner und Bankiers, deren Einfluß Caesar, später noch intensiver Augustus zurückdrängen bemüht war, unterhielten nicht etwa nur eine, sondern mehrere Börsen, zuerst auf dem Forum unter freiem Himmel, später in den Basiliken. Erst Augustus löste die Aktiengesellschaften auf und unterdrückte dadurch zum größten Teil den römischen Börsenverkehr.

Man weiß heute, daß es im Grunde genommen die Gesellschaften der römischen Großfinanz waren, die durch den Mund ihrer bestellten Organe die Zerstörung Cartagos betrieben und auch durchgeführt haben. Die Vernichtung der Handelsstädte in Griechenland, die Tilgung Korinths vom Erdboden

ist nicht denkbar ohne den Haß der gesamten römischen Spekulation und des römischen Handels gegen die wirtschaftliche Konkurrenz im Ueberseehandel.

Die römischen Bankiers waren private Spekulant, während die Publikaner, die Generalpächter im Namen des Staates auftraten. Die Bankiers hatten aber nicht die Bedeutung, die sie in unserer Zeit erlangt haben; denn der Staat behielt sich das Monopol an den großen Unternehmungen vor. Die Publikaner dagegen hatten die eigentliche politische Macht in Händen, durch die sie, die wirtschaftlichen Verwalter des Staates, der ehrwürdigsten Institutionen des römischen Reiches dem Senat, über den Kopf wuchsen. Ueberhaupt war zur Zeit Caesars die feudale Macht ins Wanken geraten; die Geldaristokratie siegte über die Geburtsaristokratie; die Publikaner gewannen Macht über den Senat, das allmächtige Gold bezwang die geheiligte Tradition. Brandes charakterisiert in seinem Buch jene Zeit folgendermaßen: „Die Römer besaßen wahrlich Mut und Vaterlandsliebe, die Wunder taten. Sie eroberten die Welt. Aber der trockene, klare Geist, der sich ursprünglich in Latkraft mit persönlichem Vorteil vor Augen äußerte, entwickelte alle die Tugenden und Laster, durch die man Güter erwirbt und Geld verdient. Dieser Geist entwickelte sich politisch, weil die Römer von Anbeginn an von ihren Nachbarn schief angesehen wurden, da Rom eine Zufluchtsstätte war, und weil das Volk aus einander feindlichen Kasten bestand, so daß sowohl äußere, wie innere Verhältnisse Klugheit und Mannszucht notwendig machten. Dieser selbe trockene klare Geist entwickelte mit seinem ausgeprägten Eigennutz außer der politischen Begabung, Sparsamkeit, Einfachheit, besonders Habgucht, Wucher und zur Stütze alles dessen unendliche Juristerei.“

In der Tat ist die römische Rechtswissenschaft, deren Wesen sich über den Untergang Roms hinaus bis in unsere Tage in den Rechtsordnungen der abendländischen Staaten erhalten hat, ein durchaus kapitalistisch eingestelltes System gewesen. Die Bevorzugung des Sachenrechtes gegenüber dem Recht der Person, jener Grundsatz war typisch für eine Geistesverfassung, die das Recht des Eigentums, der Sache, des Gegenstandes, nicht das Recht des Menschen, der Persönlichkeit, der Individualität vertrat. So ist die römische Tugend im besten Fall eine Verfolgung von an sich sittlich höchst zweifelhaften Grundsätzen gewesen. Ein tugendhafter Mann wie Cato lieb sein großes Kapital an unzählige Schuldner aus und bedrängte sie ohne Mitleid, wenn sie in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten waren. Brutus nahm 48 Proz. für ausgeliehene Gelder, während nur 12 Proz. erlaubt waren und ließ fünf Senatoren Hungers sterben, weil sie nicht bezahlen konnten.

Eine Art Stinnes des Altertums war Rabirius, der Sohn eines reichen Publikaners. In einer Steuerpacht-Gesellschaft mit sehr vielen Anteilen beteiligt, gab er Kredite an Könige und Völker. Man sieht, wie der Reichtum der Publikaner erblich wurde und eine neue Finanzaristokratie schuf. So war aus dem Volk der Ackerbauer und Krieger eine kapitalistisch aufgebaute Nation geworden. Da der Senat, jenes Fundament der alten, strengen Verfassungstraditionen durch ein Gesetz daran gehindert wurde, sich dem neuen Zug der Zeit, der Spekulations- und Handelswut, anzuschließen, so suchten seine Mitglieder dies dadurch auszugleichen, daß sie umso größeren Wucher trieben. Zudem kam ihnen der Gewinn zugute, den die Beamtenposten in der Provinz abwarfen. Der neue Reichtum Roms äußerte sich in einer sinn- und kunstlosen Anhäufung von Tempeln, Basiliken und Statuen auf dem Forum.

Der Hammer

Jugendschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 19

Duisburg, 10. September 1927

8. Jahrgang

Höhenpfade der christlichen Gewerkschaftsjugend

Wir leben in einer Zeit tiefster Volks- und Kulturnot, schwerster Geistes- und Glaubenskämpfe, größten Sitten- und Menschheitselendes. Der innere Kulturstand und Kulturwert unseres Volkes ist seit Jahren tief, tief gesunken. „Die überspannte Industrie- und Maschinenkultur des 20. Jahrhunderts und mit ihr eine ganz auf Begierde und Genuß eingestellte Lebenskultur haben eine verhängnisvolle seelische Dede und Leere erzeugt, haben das Einzel- und Volksleben entgeistigt, entseelt und in hohem Maße entfittlicht. Eine rein weltliche Lebensauffassung, ausgeprägtester Materialismus und krafter Egoismus beherrschen das Leben der Menschen. Selbstsucht, Rastsucht, Wuchergeist, schrankenlose Vergnügungs-, Luxus-, Mode- und Genußsucht um jeden Preis, äußere und innere Unwahrhaftigkeit im Denken und Handeln sind die überall sichtbaren Kennzeichen der Kulturnot und Unkultur unserer Tage. Die materialistische Lebensauffassung triumphiert über den sittlichen Idealismus.“

Sollen wir da die Hände in den Schoß legen und sagen: „Laßt alle Hoffnung fahren!“ Sollen wir uns mit Jonas unter die Kürbisstaude setzen und auf den „Untergang des Abendlandes“ warten?

Viele Tausende in unserem Volke sind mit Drangabe der besten Kräfte mit voller Seele und begeistertem Herzen dabei, einer Erneuerungsbewegung den Weg zu bahnen, das hl. Wasser der großen christlichen Kulturidee hineinzutragen in Städte und Dörfer, in Familien und Gemeinden, in Vereine, Gesellschaften und Staat.

Dürfen wir da fehlen? Zwar schwingt erschütternde Not das Szepter über uns und hat bereits tiefe Furchen und Runen in unser Antlitz geschnitten. Aber wir wollen nicht im Materialismus ersticken und nur materielle Interessenvertretung sein; denn der Mensch lebt nicht vom Brote allein. Mit eiserner Energie wollen wir die Not bezwingen und uns ein lebenswürdiges Dasein erkämpfen, da Hunger und Sorge die Seele lähmen und das Herz verbittern. Aber auch in Enge und Elend halten wir fest am alten christlichen Idealismus. Er ist uns so nötig, wie das tägliche Brot und die Lebenslust.

In dieser Zeit der Weltwenden, wo alles zur Scheidung und Entscheidung drängt, wo in allen Lagern der Ruf nach großen Gedanken und Zielen schallt, da wollen wir dabei sein und im silberklaren Strom der Erneuerungs- und Kulturbewegung mutig vor-

anschwimmen. Wir wollen nicht fehlen, wo es gilt, ein neues Deutschland in Wahrheit, Reinheit und Gerechtigkeit zu bauen.

Wir erwachen klar zur Lage der Zeit und wollen Auge und Herz und Sinn immer weiter für unsere großen geistigen Aufgaben öffnen, Kulturmission der christlichen Gewerkschaftsjugend in der Gegenwart und für die ureigenste für die bedeutungs- und entscheidungsvolle Lebensaufgabe und Sendung der christlich-nationalen Arbeiterschaft. Der Grundschaden der modernen Kultur, die Entseelung und Entgöttlichung der Menschen, die Abwendung der modernen Menschheit von Christus muß wieder gutgemacht werden durch die Wiederverchristlichung, durch die religiöse Erneuerung und Vertiefung des gesamten Kulturlebens, der Persönlichkeits-, Volks- und Menschheitskultur.

Religionslose Kultur führt zum Untergang. Die ganze Geschichte beweist es. „Alte nicht religiös fundierte Kultur ist Flugand, Staub, ist halbe, wert-, kraft- und glücklose Kultur, ist ein glänzender Paradezug in den Sumpf.“

Christus und sein Sittengesetz muß wieder natur- und wesenhaft Volk und Menschen durchleuchten und durchdringen. Und beim einzelnen muß alle Volks- und Kulturerneuerung beginnen, mit der Erneuerung und Umbildung des ganzen Menschen. Was nützen Kulturreden, Organisationen und Demonstrationen, wenn der Mensch der alte bleibt. Der Flutwelle der Unmoral, der Genuß- und Mammonsmoral müssen wir auf der ganzen Linie des Lebens eine hinreißende Welle idealistischer Lebensführung entgegensetzen, die alles Unchristliche und Unwahre, allen praktischen Materialismus im Privatleben hinwegspült. Christliche Kulturarbeit ist zuerst und zuletzt individuelle Seelenpflege, Innen- und Seelenkultur. Die Seele der Kultur ist die Kultur der Seele.

Wir müssen auf der Grundlage christlicher Entschiedenheit und Tatbereitschaft als gleichgesinnte Brüder ein neues inneres Verhältnis zu unserem Berufe, zur Volksgemeinschaft erstreben. Wir müssen im Lichte der christlichen Weltanschauung den christlichen Gewerkschaftler in seiner reinsten Ausprägung im Leben zu verwirklichen bereit sein — ein Ideal, das nicht in den Wolken hängen darf, sondern greifbare Gestalt und Leben gewinnen soll. Laßt uns an die Arbeit gehen! Arbeiten und nicht verzweifeln!

E. Storz.

Hochland

Hast du am fernen Himmelsrand den Zinnenkranz erblickt?

„Du meinst die weiße Wolkentwand, die langsam aufwärts rückt!“

Nicht Wolken sind's — der weiße Wall mit Türmen und Basten, er ist gefügt aus Eiskristall und hartem Felsgestein.

„Das sind die Alpen?“ — Nimm den Stab — möcht wieder werden frei, möcht schütteln mir vom Herzen ab des Alltags Plakerei!

Du ahnst nicht, was an Lebensdrang dein ganzes Sein durchschleift, wenn unter dir am steilen Hang der Erde Bild zerfließt; wenn über dir der Himmel blaut so dunkel und so licht, wie ihn dein Aug' noch nie geschaut.

Du bangst und bangst doch nicht; du glaubst dich groß und glaubst dich klein, hältst dich für schwach und stark, du fühlst, du bist nur Nebelrauch, der rings im All zerrinnt; doch tief im Innern fühlst du auch, was dir die Welt gewinnt. Und wie im lichten Aether dort der stolze Adler freist, reißt dich durch fernste Fernen fort dein freier Menschengestalt! —

Hast du den Zinnenkranz gesehen? Nimm Stab und Wetterhut! Nach deinen Wolken laß uns gehn, den Hochlandsdrang im Blut!

Der deutsche Spielmann.

Er ist uns so nötig,

Wir müssen im Lichte der christlichen Weltanschauung den christlichen Gewerkschaftler in seiner reinsten Ausprägung im Leben zu verwirklichen bereit sein — ein Ideal, das nicht in den Wolken hängen darf, sondern greifbare Gestalt und Leben gewinnen soll. Laßt uns an die Arbeit gehen! Arbeiten und nicht verzweifeln!

Die Bedeutung der christlichen Gewerkschaften für die Großstadt

Die christlichen Gewerkschaften stellen sich zur Aufgabe, die sozialrechtliche Stellung der Arbeitnehmer in Betrieb, Wirtschaft und Staat auszubauen. Diese Aufgabe ist nicht eine willkürliche, sondern sie ist naturbedingt aus der Entwicklung zur industrialisierten Produktion gewachsen. Von der Lösung dieser Aufgabe hängt nicht unwesentlich der Aufstieg unserer Wirtschaft und die kulturelle Kräftigung des deutschen Volkes ab. Neben dem vorwärtstreibenden Wagemut und den schöpferischen Kräften des Unternehmertums brauchen wir für eine wirtschaftliche Höchstleistung die positive Einstellung der Arbeiterschaft zu den Problemen der Wirtschaft. Aus einer Arbeiterschaft als „proletarische Masse“ kann der zähe Wille zur solidarischen Wirtschaftsgestaltung nicht kommen, weil das Gefühl der gesellschaftlichen Absonderung und Bedrängtheit den Drang zur schicksalhaften Wirtschaftsschicksals- und Volksverbundenheit unterbindet. Durch die gewerkschaftliche Erziehung bilden sich die Arbeitnehmer empor zu einer Gemeinschaft mit geistiger Ueberlegung, Initiative und Schaffenskraft. Daß sich diese Arbeitnehmerkräfte mit den Forscher- und Gestaltungs Kräften des Unternehmertums in gegenseitiger Anerkennung zum deutschen Wirtschaftswillen vereinigen, ist nicht nur ein hoher Wunsch, sondern eine Aufgabe, die aus unserer Zeitentwicklung immer klarer erkennbar wird. Im Hinsstreben zu diesem Ziel liegt gleichzeitig die große Bedeutung der Gewerkschaften für die industrielle Großstadtkommune, wie sie besonders unsere Vaterstadt darstellt, wo es vor allem darauf ankommt, die zwei großen Teile der Wirtschaft, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, alle Stände und Berufe zum tatkräftigen wirtschaftlichen, kulturellen und geistigen Schaffen zu vereinigen.

Daß diese Erkenntnis den „Tag der christlichen Arbeit“ beherrsche, ist mein aufrichtigster Wunsch.

Dr. Lehr, Oberbürgermeister.

*) Eine Äußerung des Herrn Oberbürgermeisters der Stadt Düsseldorf anlässlich des „Tag der christlichen Arbeit“ am 6. August ds. Js. in Düsseldorf.

Auf der Reise

III

„Reiten bilder“, sagt ein altes Sprichwort. Je weiter du fährst, um so mehr wirst du aufgerüttelt aus deinem gewohnheitsmäßigen Dahinleben; denn du hast den Kreis verlassen, in dem du sonst dich bewegst. Du siehst andere Menschen, andere Sitten und Gewohnheiten; du fühlst dich oft fremd und unsicher. Das aber ist gut; denn nun fängst du an, dich selbst zu beobachten im Vergleich zu den anderen, dir klar zu werden über dein eigenes Denken und Fühlen, über dein Benehmen und Handeln. Aber auch auf kleineren Fahrten hast du reichliche Gelegenheit zu sehen und zu lernen, und dich dann als einen jungen Menschen zu zeigen, der auf sich achtet und hält. Wenn es auch oft kleine Dinge sind.

Du mußt umsteigen und auf einen anderen Bahnsteig. Mit dir hasten viele voran. Weiter vorn ließt du ein altes Mütterchen mit einer schweren Tasche sich abmühen. Wirst du an ihr vorübergehen wie all die anderen, die gleichgültig ihrem ängstlichen Hasten zusehen? Deine Arme sind kräftig, deine Beine fest, gib dir einen Ruck und hilf ihr. Gerade alte Leute haben ein wenig Rücksichtnahme sehr nötig. Der moderne Verkehr mit seiner Hast und Eile, die Kälte und der Lärm machen sie leicht ängstlich und verwirrt. Sie finden sich nicht zurecht mit dem neuen Fahrplan und der veränderten Zeitangabe. Es ist aber taktlos, sie deshalb von oben herab zu behandeln oder gar mitleidig zu belächeln, selbst wenn sie mal etwas komisch wirken. Vergiß nicht, daß sie mehr Lebenserfahrung haben als du und wohl etwas Höflichkeit und Hilfe verlangen können. Ueberhaupt kostet etwas Höflichkeit so wenig! Frauen z. B. sind sehr dankbar, wenn uns jemand den meist schweren Koffer nach oben hebt oder aus dem Zuge hinausreicht. Wir freuen uns, wenn bei Kälte und Wind der Aussteigende die Wagentür hinter sich zumacht. Es gibt manche, die bei offener Wagentür lange Gespräche führen mit Bekannten auf dem Bahnsteig, ohne daran zu denken, daß die meisten Reisenden empfindlich gegen Zug und Kälte sind, weil die Entbehrungen der Kriegszeit wie auch die heutigen Nöte sie anfällig und schonungsbedürftig gemacht haben. Vergiß das nicht, wo du selbst noch jung bist: sei darum auch in deinem Wesen ruhig und zurückhaltend. Lege die Füße nicht auf die

Bank gegenüber, denn der nächste Reisende trägt deinen Straßenschmutz am Kleid oder Anzug mit sich fort. Ist nicht 5 Eier nacheinander (selbst gesehen!) und soviel Butterbrote, als hättest du zu Hause für diese Reise gehungert. Wurf Obstabfälle, Eierschalen, Papier nicht auf den Boden; denke daran, daß unsere Deutsche Eisenbahn früher immer gerühmt wurde wegen ihrer Sauberkeit. Kleine Dinge sind das; aber gerade in ihnen zeigt sich die Lebensart eines Menschen. M. R.

Religionsunterricht in den Berufsschulen

Die Handwerkskammer Dortmund schreibt am 25. Juli in der „Trennung“: In einer von allen Innungsausschüssen des Handwerkskammerbezirks Dortmund besuchten Versammlung, zu welcher die Handwerkskammer geladen hatte, beschäftigte man sich eingehend mit der Frage der Einführung des Religionsunterrichtes in der Berufsschule. Die Notwendigkeit der Hebung des sittlichen Zustandes unserer Jugendlichen wurde allgemein und dringend anerkannt. Trotz einiger Bedenken gegen die obligatorische Einführung des Religionsunterrichtes in den Berufsschulen, welche zum Ausdruck brachten, daß die berufsfachliche Ausbildung der Lehrlinge vor allem eines weiteren Ausbaues bedürfe, sprach die Mehrheit der anwesenden Vorsitzenden und Geschäftsführer der Innungsausschüsse sich für die obligatorische Einführung des Religionsunterrichtes und zwar auf der Basis landesgesetzlicher Regelung aus.

Nochmals: Der Blitzableiter

Ein Artikel: „Der Blitzableiter“ in „Der Hammer“ Nr. 17, wird folgende Auffassung vertreten: „Der Umkreis, in dem die Auffangstange Schutz gewährt, heißt Schutzkreis. Das ist ein Kreis, dessen Grundfläche die doppelte Länge der Auffangstange als Durchmesser hat.“ Diese Zeilen entsprechen nicht den Tatsachen; denn es ist eine irrtümliche Ansicht von einem Schutzkreise zu sprechen. Hohe Auffangstangen sind zwecklos und verteuern nur die Anlage. Gelegentlich der Prüfung einer Blitzschutzanlage an der Kirche zu Nienkerdorf bei Grohburg wurde festgestellt, daß eine von einem ca. 30 Meter hohen Kirchturm 6 Meter entfernt stehende Pappel, trotz der Blitzschutzanlage auf dem Kirchturm durch zündenden Blitzschlag getroffen wurde und bei strömendem Regen abbrannte. Der Fall beweist, daß eine Schutzwirkung selbst durch einen Kirchturm mit Blitzableiter (wenn die Anlage nicht schadhaft war) nicht ausgeübt wurde. Der Regen konnte das saftige, grüne Holz der Pappel vor dem Abrennen nicht bewahren. Hierin kann man einen Beweis für den chemischen Zersetzungsprozeß bei zündenden Blitzeinschlägen erblicken. Die Voraussetzung aus der angeführten Tatsache ist, daß die Ansicht vom Laien: hohe Schornsteine, Bäume u. aa. hochgelegene Punkte sollen einen weiteren Umkreis ihrer Umgebung schützen, durchaus irrig ist.

Karl Liesegang, Elektrotechniker, Hamm.

N. B. Wer von den Kollegen aus der Elektrotechnikerbranche schreibt einen 3- bis 4seitigen Artikel über Wesen und Bedeutung neuartiger Blitzschutzanlagen? D. R.

Godesberg am Rhein

„Burgen am Rhein sind Sagen am Rhein.“ Dieses Dichterwort gilt auch von der uralten Godesburg, die bei dem rheinischen Kurort Godesberg auf einem mitten aus einem Tale aufsteigenden Berge, dem Godesberge, ihre Reste, einige Mauerstücke, Torbogen und den runden Burgturm, in den Morgenhimmel hebt. Auf diesem Berge soll in grauer Vorzeit ein Wodanopferstein gestanden haben, der später einer christlichen Kapelle weichen mußte. So kam, wie eine alte Chronik erzählt, der Berg zu dem Namen „Gottesberg“. Allerdings existieren auch andere Deutungen.

Im Jahre 1870 hatte das am Fuße des Berges gelegene Städtchen etwa 1700 Einwohner, nahm seitdem jedoch einen bedeutenden Aufschwung und zählt heute zu den schönsten und besuchtesten Badestädten am Rhein. Große breite Straßen führen zum Rhein, prächtige Villen mit blühenden Vorgärten säumen baumbestandene Plätze ein, und Musik lockt in die schattigen Kurgärten. Aus einer kleinen Kneipe tönt aus frischen Studentenkehlen das ewig junge „Keinen Tropfen im Becher mehr“ von Rudolf Baumbach und weckt die Erinnerung an die „Lindenwirtin“, die der Dichter in seinem Liede unvergänglich besang, die wirklich lebte und, soviel ich weiß, noch lebt. Viele, viele Jahre vor dem großen Kriege war sie jung und schlank und kredenzte mit hellen Augen die Himpen. Kurz vor dem Kriege trugen wir jungen Studenten und angehenden Verwirrer uns in das „Goldene Buch“ ein, in dem Baumbach, Geibel, Villenron und Dehmel und so viele große Brüder in Apoll sich verewigt hatten. Aemchen Sagemacher heißt die Lindenwirtin, und ihr Gasthaus: „Zur Linde“. Damals schon war sie in aller Welt berühmt. Wer einmal dort in fröhlicher Runde saß, der weiß, was echte rheinische Fröhlichkeit ist, die uns allen not tut in unseren herben Zeiten. Und in wem diese ungewohnte und ungesunde Fröhlichkeit nicht zündet, dem ist überhaupt nicht mehr zu helfen.

Man muß an stillen Abenden durch die alten winkligen Straßen gehen und in die großen, breiten Alleen einbiegen, um so recht den eigentümlichen Stimmungszauber dieser Kurstadt zu erfassen, der aufsteigt aus ferner, sagenunkler Vergangenheit und froher, lebendiger Gegenwart. Und die alte Chronik hat recht, die behauptet, das Beste in und um Godesberg seien die Landschaft, die Neben und — das Lachen. St.

Unser Jugendherbergswert

verlangt deine Mitarbeit!

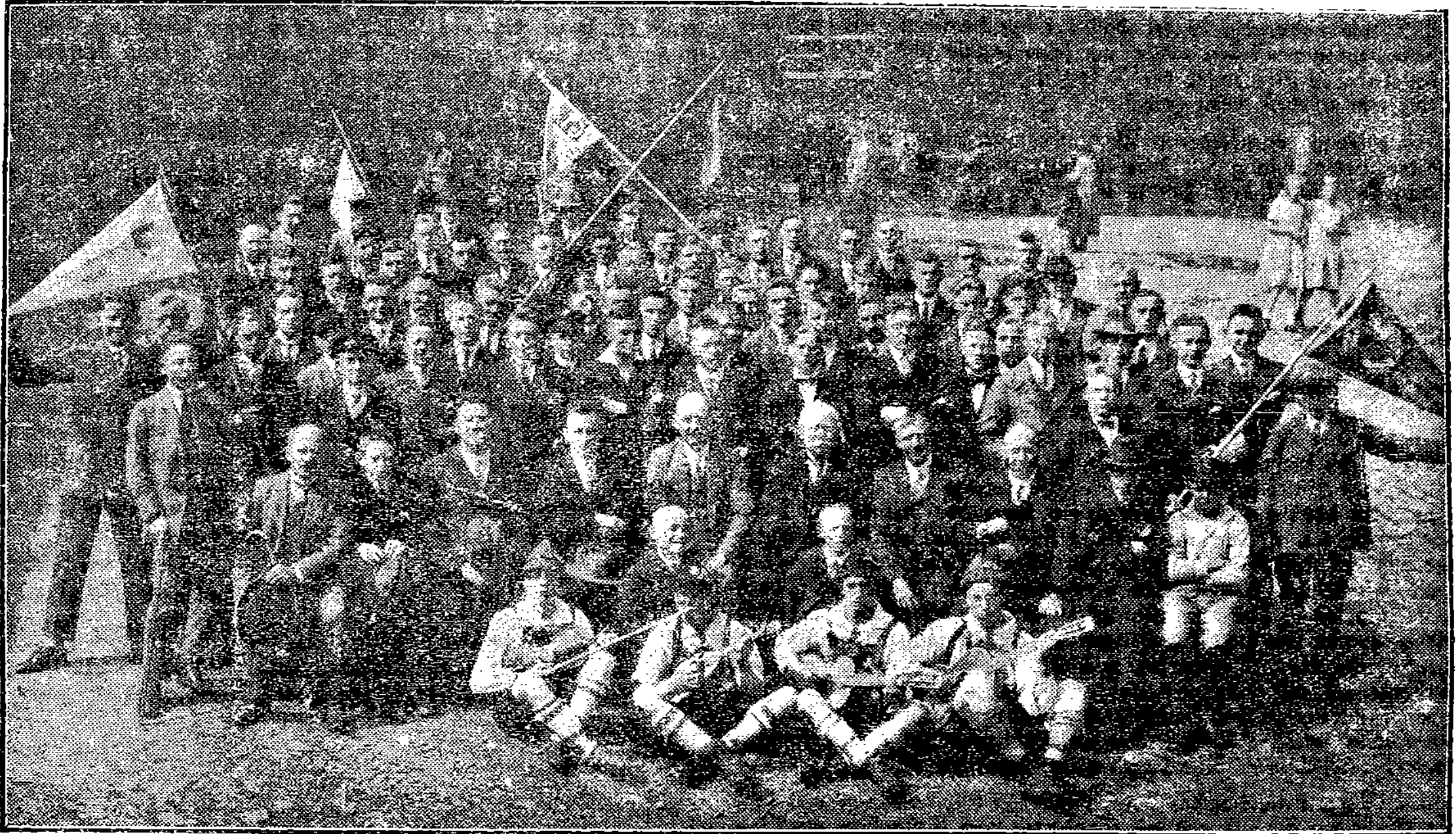
Hast du schon Bausteine gekauft und abgesetzt?
Nur wenn auch du deine Pflicht tust, erreichen wir unser Ziel!

Von Diesem und Jenem

Jugendstimmen

Offenbach. Die Jugendabteilung hält vierzehntägig ihre Versammlungen ab, um sich an Hand von gediegenen Vorträgen weiterzubilden sowie edle Geselligkeit zu pflegen. Die letzte Versammlung war am 21. Juli im Jugendheim. Sie wies einen starken Besuch auf. Nach der Eröffnung und Begrüßung wurde unter Lautenbegleitung ein schönes Volkslied gesungen. Alsdann sprach Jugendobmann W. Fleckenstein über „Wilhelm Emanuel von Ketteler und die Arbeiterschaft“. Redner behandelte das Wirken des großen sozialen Bischofs zur Linderung der

bei rechtem Willen eine lebendige Jugendbewegung schaffen.“ Nachdem die Musik ihr Bestes getan hatte, nahm der Bezirkskartellovorsitzende, Herr Verbandssekretär Rüber, die Wimpelweihe vor. Er stellte klar die Idee und das Wirken der christlichen Gewerkschaften und deren Jugendarbeit heraus. Mit einem brausenden Hoch auf die Gewerkschaftsbewegung wurde der Festakt geschlossen. Vor der Kreuzkirche wurden photographische Gruppenbilder von Herrn Beck-Delde gemacht. Nun ging's zum Verkehrslokal der Christlichen Gewerkschaften Stromberg, zum Wirt Stanlein. Dort wurden Festspiele abgehalten, die den Jungmännern viel Freude machten. Die Sieger erhielten sehr wertvolle Preise, denn sie hat-



Teilnehmer der Jugendkonferenz des 3. Bezirks in Altena

Not der bedrängten Arbeiterschaft. Er wies auch darauf hin, daß Ketteler einer von den wenigen Männern war, die den gewerkschaftlichen Zusammenschluß der Arbeiterschaft rechtzeitig erkannten. Ketteler war ein mutiger Streiter Gottes und des Christentums. Er war ein großer Freund der Arbeiter und ein Verkünder und Führer der sozialen Gerechtigkeit. Zum Schluß forderte der Redner die Besucher auf, Nachfolger des großen Bischofs zu werden, dem Verbands treu zu sein und für ihn wie für die christliche Arbeiterbewegung zu werben. Der Vortrag wurde mit großer Begeisterung aufgenommen. Als das Schlußlied verklungen war, wurde die Zusammenkunft mit dem Wunsche „Gott schütze die christliche Jugend“ geschlossen. — Am Sonntag, dem 17. Juli machte die Abteilung eine Wanderung zum Hahenkamm. Das Wetter war schön und die Beteiligung gut. Mit Sang und Klang und mit einem Mandolinchor wanderten wir zum Ziel. Die Wanderung vertiefte unsere Heimatliebe und brachte uns neue Kraft zu neuer gewerkschaftlicher Arbeit.

W. Fl.

Delde i. W. „Christliche Arbeiterjugend heraus!“ Unter dieser Parole veranstaltete die Jugendabteilung des Christlichen Metallarbeiterverbandes und des Christlichen Holzarbeiterverbandes einen gemeinsamen Jugendausflug mit Wimpelweihe nach Stromberg. Helle Begeisterung leuchtete aus den Augen der christlichen Arbeiterjugend. So zog man am Sonntagnachmittag in schneidigem Festzuge unter Vorantritt der Ahlens Jugendkapelle mit einem neuen Wimpel die Stromberger Chaussee entlang, die umrahmt ist von dürrten Wiesen, reifen Kornfeldern und schattigen Waldungen. Von der Stromberger Bevölkerung wurde die wackere Schar herzlich begrüßt. Bei der Kreuzkirche hieß der Jugendleiter, Herr Franz Wenning, im Auftrage des Delder christlichen Gewerkschaftskartells alle Teilnehmer herzlich willkommen. „Hier an dieser historischen Stätte haben sich des öfteren die Christlichen Gewerkschaften versammelt, aber heute zum ersten Male die christliche Arbeiterjugend von Delde. Deshalb soll auch hier unser Wimpel geweiht werden. Möge aus der Sammelruf von dieser Stelle aus an alle christlichen Jungmänner im ganzen Kreise Beckum ergehen. Mögen sie sich aneifern, ihre junge Kraft der christlichen Gewerkschaftsbewegung zu widmen, sie wird

te ihre frische Kraft und ihren kühnen Mut im Wettkampf bewiesen. Gegen 7 Uhr traten sie den Heimweg an. So hat denn der Stromberger Jugendausflug allen Teilnehmern große Freude gebracht, und die christliche Jugendbewegung von Delde ist erneut gestärkt aus dieser Veranstaltung hervorgegangen. „Heilige Flamme der Begeisterung, glüh' und erlösch' nie!“

Tuttlingen. Anlässlich der in Tuttlingen stattgefundenen und glanzvoll verlaufenen Bezirkskonferenz hatte unsere Jugendgruppe die Möglichkeit einer besonderen Mitwirkung. Sowohl beim geselligen Zusammensein am Vorabend der Tagung, wie vor der Eröffnung der Bezirkskonferenz gab das Mundharmonika-Orchester der Tuttlinger Jugendgruppe eine Anzahl musikalische Darbietungen. Unsere gemütvollen deutschen Volkslieder wurden in schöner Weise vorgetragen. Die Darbietungen zeigten, wie mit Hohner-Mundharmonikas, oft spasshaft das „Arbeiterklavier“ genannt, schulmäßig zusammengestellt, wirklich schönes zur Pflege des deutschen Volksliedes und zur geselligen Unterhaltung geleistet werden kann. Unser zweiter Verbandsvorsitzender Kollege Karl Schmitz, Duisburg und Bezirksleiter Kollege Gengler, Stuttgart, ließen es auch an dem anerkennenden Dank für die die poesiereichen Leistungen des Mundharmonika-Orchesters nicht fehlen. Kollege Schmitz feierte den Wert und Sinn des deutschen Volksliedes, das auf diese Weise zu einer schönen Belebung komme. Kollege Gengler hob die Verbindung des Idealen mit dem gewerkschaftlich-organisatorischen hervor, das innerlich mehr befriedigt, und wertvolleres leistet, wie die rein sportliche Bewegung. Der junge Arbeiter muß sich für seine Lebensaufgabe schulen, sonst wird er „zum Fußball anderer“.

Eine Anzahl Delegierter nahm durch das schöne Beispiel der Tuttlinger Jugendgruppe angeregt den Vorsatz mit nach Hause, recht bald eine Jugendgruppe zu gründen und diese mit einem Mundharmonika-Orchester auszurüsten.

Bonn a. Rh. Unsere Jugendgruppe hielt am Samstag, dem 30. Juli, abends 7 Uhr, in der Remigius-Schule Bonn eine Versammlung ab. Der Referent des Abends, Kollege Prodhöl, sprach zunächst über die christlich-nationale Gewerkschaftsbewegung. Dann hielt er einen Exp-

imentalvortrag über das Thema „Vom Magnat zum Motor“. Mit kurzen und leichtverständlichen Worten erklärte er den Kollegen Elektrizität und Magnetismus.

Anschließend daran betonte Kollege Prodöhl das Zusammenarbeiten zwischen christlichen Gewerkschaften und konfessionellen Vereinen. Zum Schluß forderte er eifrig zum Vertriebe von Bausteinlosen zur Errichtung von Jugendherbergen der christlichen Gewerkschaften auf. Gegen 10 Uhr schloß Geschäftsführer P. Fassbender die so anregend verlaufene Versammlung.

Wilh. Lichtenberg.

Oberhausen. Unsere Jugendgruppe hielt eine Versammlung am 6. August im Sitzungszimmer des Gewerkschaftshauses ab. Kollege H. Vogt als Vorsitzender eröffnete die Versammlung um 6,15 Uhr. Er begrüßte die Kollegen und besonders den Kollegen Prodöhl aus Duisburg, der uns einen Experimentalvortrag über „Bliß und Donner“ hielt, der mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Im zweiten Teil seines Vortrages sprach er über den Wert der Gewerkschaftsbewegung besonders für die Metallarbeiterjugend. Er zeigte recht deutlich, wie notwendig es sei, daß bei der heutigen Zeit auch der junge Arbeiter zusammenstehen müsse, um seine soziale und wirtschaftliche Lage zu bessern. Die Not unter der Arbeiterschaft sei groß und die Forderungen, die wir erheben, seien gerecht.

Nach Erledigung verschiedener Besuchsangelegenheiten schloß Kollege Vogt die Versammlung mit dem Wunsch, in der nächsten Versammlung die doppelte Anzahl begrüßen zu dürfen.

H. H.

Bonn. Unsere Eifelwanderung. Sonntag früh 2 Uhr bestiegen wir den Personenzug und waren um 3 Uhr in Andernach, dem Endpunkt der Eisenbahnfahrt. Hier trafen wir 15 machere Kollegen aus dem Westfalenland, die wir sofort an ihrem schönen Wimpel erkannten. Nach gegenseitiger herzlicher Begrüßung begannen wir in der Morgendämmerung die Wanderung nach dem wunderbaren Maria Laach. Zunächst führten uns der Weg durch üppige Fluren. Kurz vor Nickenich beobachteten wir das Aufsteigen der Sonne und wir freuten uns, als wir feststellten, wie sich die ersten Sonnenstrahlen im Rheinstrom spiegelten. Nach einer kurzen Rast legten wir unsere Wanderung fort. Jetzt führte unser Weg durch herrliche Buchenwälder. Kurz vor Maria Laach bestiegen wir den Lydiaturm, der uns herrliche Ausblicke bot auf die umliegenden Berge und den stillen Laacher See. In Maria Laach besichtigten wir Kloster und Kirche und hatten dann Gelegenheit, dem feierlichen Pontifikalamte beizuwohnen. Alsdann frühstückten wir. Frisch gestärkt an Leib und Seele gelangten wir von Laach durch schöne Wälder an Basaltsteinbrüchen vorbei über Obermendig nach Manen. Hier suchten wir die Jugendherberge auf und bereiteten uns aus unseren Vorräten eine gutschmeckende Mahlzeit. Dann besichtigten wir das Eifelstädtchen Manen mit seinen schönen alten Häusern. Am meisten bewundert wurde der bekannte verdröhte Kirchturm. Wir begaben uns dann zur Ruhe.

Früh am Morgen wurden wir durch die hellen Glockenklänge aus dem verdrehten Kirchturm geweckt und wir wanderten nach Teilnahme am Gottesdienst weiter. War am ersten Tage die Stimmung gut, war sie am 2. Tage gehobener. Frohe Lieder wechselten mit munterem Geplauder ab. Durch das einzig schöne Elsbachtal wandernd kamen wir gegen 2 Uhr auf Burg Elß an. Oben auf der Burg wurden wir geknipst, um auch so ein bleibendes Andenken an diese Wanderung zu haben. Dann ging es zur Mosel. In Moselfern angekommen, mußten wir uns von unseren westfälischen Freunden trennen. Letztere fuhren nach Trier und wir moselabwärts über Koblenz nach unserem lieben Bonn.

Die Wanderung hat uns Freude gemacht. Wir wünschen, daß wir häufiger wandern. Gemeinsame Wanderfahrten pflegen den Heimatstolz und die Kameradschaft und beleben uns zu neuer beruflicher und gewerkschaftlicher Arbeit.

F. Tiedtke.

Gegen Grillen

Für fluge Rechner

Auf dem Markte in Siegen stand eine Bauerntanz, vor ihr stand ein Korb mit frischen Eiern. Zuerst verkauft sie ein Zehntel ihres Vorrates, von dem verbleibenden Rest verkauft sie dann ein Neuntel, darauf verkauft sie von dem nun verbleibenden Rest ein Achtel, dann ein Siebentel vom jetzigen Rest, weiterhin ein Sechstel von der übrig gebliebenen Summe. Nach einer kurzen Pause verkauft sie ein Fünftel der Eier, die sie jetzt noch hat, dann ein Viertel vom Rest, weiterhin ein Drittel vom Rest und dann vom vorhandenen Rest noch die Hälfte. Der letzten Käuferin verkauft sie den ganzen Rest, das waren 6 Eier.

Wieviel Eier hatte die Bauerntanz zu Anfang des Marktes?

* * *

Hans Leichtfuß muß auf einer Wanderung über sechs Brücken. An jeder Brücke werde 10 Pf. Brückengeld erhoben. An der ersten Brücke zahlt Hans zunächst 10 Pf. Brückengeld und verzehrt dann in der dortigen Brückenschänke die Hälfte seiner jetzigen Bareschaft. So macht er es an den fünf ersten Brücken d. h. er bezahlt zunächst die 10 Pf. Brückengeld und verzehrt dann jedesmal die Hälfte des Geldes, das er jeweilig im Besitz hat. An der sechsten Brücke zahlt er wieder 10 Pf. Brückengeld, dann bleiben ihm für die letzte Brückenschänke noch 20 Pf. Beirgeld über.

Wieviel Geld hatte Hans Leichtfuß zu Anfang seiner Wanderschaft?

Briefkasten

Johann Br. in Oberhausen. Du wirst sicherlich Bauklöße staunen, wenn du deine Uhrzeigerberechnung hier findest. Ich habe dieselbe etwas berichtigt. Angenommen, der Minutenzeiger der Taschenuhr sei 20 Millimeter lang, so legt die Spitze des Minutenzeigers in einer Stunde einen Weg zurück von 40 Millimeter mal 3,14 gleich 125,6 Millimeter. In einem Tage erhöht sich dieser Weg auf 125,6 mal 24 gleich 3014,4 Millimeter oder rund 3,014 Meter. In einem Jahre beträgt der Weg dann 3,014 Meter mal 365 gleich rund 1100 Meter oder 1,1 Kilometer. Eine Uhr also, die einen Menschen 50 Jahre begleiten würde, hätte ihren Minutenzeiger rund 55 Kilometer weitergetrieben, das entspräche einer Entfernung von Köln bis Remagen.

Arnold G. in St. Als ich deinen Brief gelesen, habe ich mir zunächst meine Augendeckel von innen angeschaut und mit Fritz Reuter gedacht: „Nu segg mi es, wat wull hei“, Will er Seerian werden und kann er das Wasser nicht sehen? Also zunächst: 1. Ein Kubikmeter Wasser des Atlantischen Ozeans enthält 14 Klg. Salz, es ist daher zu verstehen, das Seewasser nie den Durst stillen kann. 2. Der deutsche Kreuzer Emden hat im stillen Ozean vorläufig die größte Meerestiefe mit 10 430 Metern ermittelt bzw. errechnet. 3. Die Tiefe wird nicht mit dem Senkblei gemessen, das wäre selbstverständlich unmöglich, sondern mit dem neuen Echolot ermittelt. Ein Knall pflanzt sich im Wasser mit einer gewissen Geschwindigkeit fort, wird vom Meeresboden als Echo zurückgeworfen. Ein Kurzzeitmesser stellt die Zeit dann mit größter Genauigkeit fest. 4. Seemänner sind oft sehr abergläubig.

A. W. Essen. Von der schönen Lahn schickte ich dir ein Kärtlein. In den ersten Tagen des Oktobers werde ich dich einmal auffuchen, vorher schreibe ich dir. Jugendgruppe Aachen, Kohlscheid und Würfelen. Ich kann mir denken, daß ihr euch über den neuen Wimpel und freut und ihn stolz ins schöne Eifelland hinausgetragen habt. Nun aber laßt den Wimpel nicht im Schranke liegen, tragt ihn hinaus; ob Sonnenschein, ob Wettererschlag, ob Herbst, ob Winter, immer ist die Heimat schön und des Erwanderns wert. Otto J. in Odorf. Du hast richtig beobachtet aber das soll uns nicht mutlos machen. Goethe sagt einmal, der kann sich manchen Wunsch gewähren, der kalt sich selbst und seinen Willen lebt; Mein wer andre wohl zu leiten strebt, muß fähig sein, viel zu entbehren. Heim. M. in F. Gute neue Rätsel und Denkaufgaben sind mir immer willkommen, nur bitte ich die Auflösungen beizufügen.

An Verschiedene. Noch immer warte ich auf eure Antwort. Meldet euch trotz des verteuerten Portos! Postkarte genügt.

Herzlichen Gruß
Meister Hammerlein
Duisburg, Stapeltor 17.

Verantwortlich für den Hammer: J. Mehr.

Bekanntmachung

Samstag, den 11. September, ist der 38. Beitrag zu zahlen.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter. Hauptteil: Konjunkturfragen und Metallarbeiterschaft S. 577. — Sozialpolitik und Produktionspolitik, S. 578. — Krise in den Vereinigten Stahlwerken?, S. 580. — Tarifvertrag und Klassenkämpfer S. 580. — Bodenschätze und Weltwirtschaft. S. 581. — Umschau: Erheblicher Rückgang der Erwerbslosigkeit; Die Reichsindexziffer für die Lebenshaltungskosten; Die Harmonikaindustrie hat steigende Konjunktur, S. 582. — Unterhaltung: Das Fähnlein der sieben Aufrechten, S. 582. — Im Betrieb befindliche Hochöfen; Um die internationale Rohstahlgemeinschaft; Arbeitstäglige Gewinnung von Roheisen und Rohstahl im 1. Halbjahr 1927. S. 583. — Aus den Betrieben: Veteranen der Arbeit, S. 583. Arbeit macht das Leben süß, S. 584. — Artikelangeabe. Wirtschaft-Technik: Vom Einbaum zum 50 000-Tonnen-Hebersee-Dampfer, S. 585. — Der König der deutschen Kunstschlosser, S. 587. — Aktiengesellschaften im alten Rom, S. 588.

Der Hammer: Höhenpfade der christlichen Gewerkschaftsjugend; Gedicht: Hochland, S. 589. — Die Bedeutung der christlichen Gewerkschaften für die Großstadt; Auf der Reise; Religionsunterricht in den Berufsschulen; Nochmals: Der Blißableiter; Godesberg am Rhein, S. 590. — Von diesem und jenem. Jugendstimmen: Offenbach; Oelde i. B.; Luttlingen; Bonn a. Rh. S. 591. Oberhausen, Bonn, S. 592. — Briefkasten S. 592. — Gegen Grillen: Für fluge Rechner, S. 592. — Bekanntmachung, S. 592.

Schriftleitung: Georg Wieber. Verlag: Franz Wieber, Duisburg. Druck: Vereinigte Verlags- und Druckerei-Gesellschaft m. b. H. (Echo vom Niederrhein u. O. Köllen), Duisburg.